

Sunday, January 1. 2012

systemmagazin wünscht allen Leserinnen und Lesern ein gesundes und erfolgreiches Neues Jahr

Posted by Tom Levold in Allgemeines at 00:00

Saturday, December 31. 2011

"Egal, wie gut der Mensch ist, er wird zu einem toxischen Ärgernis, wenn er zu lange herumlungert"

Hans Günter Holl, Philosoph und Übersetzer zahlreicher philosophischer Werke, u.a. von Batesons "Ecology of Mind", hat auf seiner website einige Texte zum Download bereitgestellt. Ein Vortrag über "Batesons Theorie des Lernens und der wissenschaftlichen Erkenntnis", den er 1984 an der Universität Marburg gehalten hat, ist in seinem Band über "Das lockere und das strenge Denken. Essays über Gregory Bateson" 1985 im Beltz-Verlag in Weinheim erschienen (Foto: Gregory Bateson). Ihm ist auch das Zitat in der Überschrift entnommen. Nach einigen biografischen Anmerkungen geht Holl auf Batesons Theorie des Lernens und die damit verbundenen semantischen Differenzierungen ein, auf seine Revision des Double-Bind-Konzeptes sowie auf die Radikalisierung von Batesons Ansatz durch Maturana und Varela. Der Aufsatz ist kein PDF, sondern eine Word-Datei und hier direkt herunterzuladen...

Posted by Tom Levold in Links at 06:18

Friday, December 30. 2011

Konzeptionelle Innovationen und Finessen im Coaching...

... sind im letzten Heft des 2012-Jahrganges von OSC zu finden. Dabei geht es um Wissensvermittlung in Beratungsprozessen, die Verbindung von Fach- und Prozessberatung, Führung und Coaching in Netzwerkorganisationen, Ethische Kompetenz u.a. Ein Beitrag aus systemischer Perspektive kommt von Mirko Zwack, Audris Muraitis und Jochen Schweitzer zum Thema Wertschätzung in Organisationen, einem Thema, das die beiden Erstautoren auch schon in ihrem Workshop auf der letzten DGSF-Tagung in Bremen bearbeitet haben. Zu den vollständigen abstracts...

Posted by Tom Levold in Zeitschriften at 09:20

Wednesday, December 28. 2011

Kleine Nachlese (mit Dank an Torsten Groth)!

Posted by Tom Levold in Fun, Video at 06:09

Monday, December 26. 2011

dog likes guitar!

Posted by Tom Levold in Fun, Video at 10:33

Saturday, December 24. 2011

„Tun se mal spekulieren...“

Liebe Leserinnen und Leser, im letzten Kalendertürchen für dieses Jahr befindet sich ein Beitrag von Sabine Timme, die in Hannover neben ihrer Tätigkeit in einem Frauenberatungsprojekt in freier Praxis als "Paar- und Familiencoachberaterintherapeutin" sowie als Supervisorin tätig ist. An dieser Stelle noch einmal ein herzliches Dankeschön an alle, die dazu beigetragen haben, dass sich der systemmagazin-Adventskalender auch in diesem Jahr wieder gefüllt hat. Ich hoffe, Ihnen hat die Lektüre Vergnügen bereitet! Ich wünsche Ihnen allen schöne Weihnachtsfeiertage, Ruhe und Erholung, Freude und Anregung und was immer sonst Sie sich wünschen! Herzliche Grüße
Tom Levold
Herausgeber, „Tun se mal spekulieren...“, ... so Prof. Dr. Hellmuth Freybergers unermüdlich wiederholter Anschubversuch bei „Weiss-ich-nich“-Antworten auf zirkuläre Fragen. Hundertfach gehört von einer, die Anno 1988 bis 1990 in der Medizinischen Hochschule Hannover als protokollierende Praktikantin hinter einer Einwegscheibe saß und grosses Glück hatte zwei Jahre lang jungen Frauen mit anorektischem und bulimischem Verhalten lauschen zu dürfen. Rahmen war das von der Bosch-Stiftung finanzierte Forschungsprojekt „Psychoanalytische Therapie versus Familientherapie“ bei Essstörungen. Heute entspräche die Stimmung und das Verhalten mancher Akteure in der Abteilung Psychosomatik deren Direktor Freyberger war, der eines BATTLEs. Angetreten war: stationär versus ambulant. Psychoanalyse versus Konstruktivismus. Deskriptive versus operative Diagnostik. HipHop versus Standart. Go for it, B-boys! Hinter der Scheibe auf kleinstem Raum abwechselnd zur Supervision herbeigekannt: Gunthard Weber, Fritze Simon, Gunther Schmidt, Arnold Retzer, Jochen Schweizer und Paul Watzlawick. In meinem frisch magistrierten Sozialpsychologinnenhirn herrschte damals rege Synapsentätigkeit in den Arealen für Ethnopschoanalyse, Kulturanthropologie und Paarungsverhalten. Andere Regionen waren mit der Gründung eines Ethnomedizinischen Zentrums beschäftigt. Da richteten sowohl die systemischen Grundlagen als auch die Tanzschritte des therapeutischen Servicepersonals im Gehirn arges Chaos an. Cells that wire together fire together, Verwirrung löst Suchprozesse aus und dann erst die ganzkörperlichen Folgen... Meine Erinnerung gaukelt mir vor, wie im Therapiezimmer sechs Familienmitglieder mit ihren Kontrollkompetenzen glänzten und hinter der Scheibe – Homöostase sei Dank – vergnügtes Chaos herrschte. Wie manche Bulimieversion sich, einmal quer durchs Familiensystem gerauscht, ein Hypothesen-Hintertürchen zum Verdünnisieren suchte. Wie eine Anorexievariante sich in zähen Verhandlungen gegen einen Porsche tauschen ließ. Wie ein Supervisor sich klopfend seinen Wegs ins Therapiesetting bahnte und recht freundlich fragte, ob jemand dem Vater ins Hirn geschissen hätte? Atemstillstand vor und hinter der Scheibe. Der Vater lächelt entspannt: interessant, das habe er sich auch gerade gefragt. Wie ich im Losverfahren ein Abendessen mit Watzlawick im Hause Freyberger gewann. Wie Margret Gröne aus diesem Projekt heraus ihr Buch über die verhungerte Bulimie schrieb. Wie ein Teil des damaligen Therapieteams das Niedersächsische Institut für Systemische Therapie und Beratung (nis) gründete, in dem ich mit vielen anderen im ersten Durchgang Deutsch/systemisch lernte. Ach ja: der Battle endete nahezu mit Gleichstand, ich baue mit homies und B-Girls eine essstörungsspezifische Mädchen-WG auf und tue – Freyberger sei Dank - immer noch spekulieren...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 23. 2011

An ecology of mind

Auch wenn ich mich in meinem Studium schon intensiv mit Niklas Luhmann - wenngleich immer aus einer bewussten Distanz heraus - beschäftigt hatte, fand meine Initiation in das systemische Denken eigentlich erst später, nämlich 1980 statt: in der Begegnung mit dem Werk von Gregory Bateson. Zwar hatte ich auch schon vorher im Studium den Artikel »Auf dem Weg zu einer Schizophrenie-Theorie« gelesen, den er gemeinsam mit Don Jackson, Jay Haley und John Weakland verfasst hatte, und der schon 1969 im von Habermas, Henrich und Luhmann bei Suhrkamp herausgegebenen Reader »Schizophrenie und Familie« erschienen war. Verstanden, was da in Palo Alto vor sich ging und welche Bedeutung die Arbeiten der Gruppe um Gregory Bateson in der Zukunft haben würde, hatte ich damals kaum. Familie war mir generell suspekt, was ich durch die Lektüre von David Coopers „Tod der Familie“ und den familienkritischen Aufsätzen von Ronald D. Laing bestätigt fand. Auch das Buch „Eltern, Kind und Neurose“ des am vergangenen Montag verstorbenen Horst-Eberhard Richter, das ich als Schüler verschlungen hatte, lief für mich darauf hinaus, dass die Familie die Wurzel allen Übels ist. Familientherapie hatte da schon etwas anrühiges für mich, dem der Spruch „macht kaputt, was Euch kaputt macht“ plausibler vorkam. Doch nun, 1980, war ich irgendwie, mehr durch Zufall als durch bewusste Wahl, in familientherapeutischen Kreisen gelandet und identifizierte mich überraschend schnell damit. Ich las also alles an Büchern und Zeitschriften, was mir damals unter die Finger kam - eine im Vergleich zu heute überschaubare Literaturliste. Der Name Bateson tauchte immer mal wieder auf, allerdings lagen bis dahin nur wenige deutsche Übersetzung seiner wichtigsten Arbeiten vor. „Die Ökologie des Geistes“ erschien dann - lange erwartet - in einer Übersetzung des Philosophen und Übersetzers Hans-Günter Holl im Suhrkamp-Verlag 1980 in einer sehr schönen - und teuren - Ausgabe, die mich in einen wahren Leserausgleich versetzte. Plötzlich verstand ich die Bedeutung des Wortes Epistemologie auf neue Weise, begriff das Konzept, in Mustern und Unterschieden zu denken, sah meine Welt auf einmal mit anderen Augen. Nichts anderes geschah hier als ein Initiationserlebnis, das bis heute seine Strahlkraft für mich erhalten hat (im Kontext habe ich dieses Buch später dann in der Rubrik „Klassiker wiedergelesen“ besprochen). Im Sommer schloss sich für mich ein Bogen, als ich eingeladen wurde, auf der Deutschland-Premiere des Films „An Ecology of Mind“ von Nora Bateson, mit der Filmemacherin über ihren Vater Gregory Bateson und seine Bedeutung für die Gegenwart zu sprechen. Die Erscheinung Batesons, seine Ausstrahlung, Gelassenheit und sein Humor, bringen im Film wunderbar zum Ausdruck, was auch die Lektüre seiner Bücher spüren lässt: eine Begegnung, die einen Unterschied macht. Sie wissen schon...

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 22. 2011

Systemtheorie - keine Liebe auf den ersten Blick

Als ich 1973 mein Studium der Sozialwissenschaften in Bochum begann, war die große Zeit der Studentenbewegung schon vorbei. 1968 hatte ich, mit 15, noch eher ambivalent erlebt, meine Radikalisierung als schülerbewegter Leider-zu-spät-Kommer fand Ende 1969 statt, als sich alles, was links war, schon in Revisionisten, Anti-Revisionisten und Spontis aufzuteilen begann, wobei ich mich letzteren am ehesten zurechnen konnte. Allen gemein war aber die Kritik nicht nur des Staates und der bürgerlichen Klasse, sondern vor allem die sogenannte Kritik bürgerlicher Wissenschaften. Marx, Engels und Lenin hatte ich schon mit 16 gelesen, auch die prominenten Titel der SDS-Protagonisten, ansonsten war man doch eher auf die Lektüre von (aus heutiger Sicht oft peinlich zweit- und drittklassiger) Sekundärliteratur angewiesen, der man zweifelsfrei entnehmen konnte, dass bürgerliche Wissenschaftler die Entwicklungsgesetze des dialektischen Materialismus entweder noch nicht kannten oder nicht verstanden hatten. Die Arbeiten bürgerlicher Wissenschaftler selbst zu lesen, erwies sich nach dieser Feststellung als völlig überflüssig und daher als reine Zeitverschwendung. Ein gewisser Verdacht kam mir allerdings hin und wieder, dass es sich vielleicht doch nicht, wie zunächst vermutet, um ein Intelligenzproblem handelte, da offenbar auch gescheite Wissenschaftler selbst nach mehrmaligem Kontakt mit revolutionärer Literatur von ihren bürgerlichen Thesen nicht abzurücken bereit waren. Dieser Verdacht war schon vorher durch die durchaus angenehme Begegnung mit dem Vater einer Schulfreundin genährt worden, der als Manager eines großen Konzerns direkt in den Diensten des Kapitals stand und auch einen sehr intelligenten Eindruck machte, was mich offen gestanden ein bisschen verwirrt hatte. Auch wenn die Lektüre bürgerlicher Theorien gewissermaßen verboten war und man sich auf ihre Darstellung und Kritik in den einschlägigen revolutionären Texten verlassen musste, tauchten bei mir zunehmend Zweifel an solchen Darstellungen auf - genährt durch die Tatsache, dass sich offenkundig und enttäuschenderweise unter der revolutionären Linken auch viele Menschen tummelten, die intellektuell mit ihren Gegnern kaum mithalten konnten. Der Schock, dass Intelligenz genauso wenig an die Revolution geknüpft war wie Dummheit an die Verhinderung derselben, war jedoch insofern heilsam, als ich begann, nun doch auch neben der Kritik bürgerlicher Soziologie die Schriften zur Kenntnis zu nehmen, die solcherart der Kritik unterzogen wurden. Der Schock, dass es hier spannende und interessante Dinge zu lesen gab, die leider oft viel interessanter waren als das, ihre Kritiker fabrizierten, traf mich noch stärker. Immerhin fiel es mir wie Schuppen von den Augen, dass ich vor allem eines bislang nicht verstanden hatte: dass es in der Welt wie in der Wissenschaft und der Theorie immer komplexer zugeht als man vielleicht wahrhaben möchte und dass die Zurkenntnisnahme differierender Positionen überhaupt erst einen Zugang zu den zugrundeliegenden Problemen eröffnet. Diese Einsicht bahnte den Entschluss, die Kritik bürgerlicher Wissenschaften selbst am Original vorzunehmen. Die Entscheidung fiel auf die Systemtheorie Niklas Luhmanns, der damals in Bochum äußerst unbeliebt war und zudem als Antipode von Habermas als Apologet der herrschenden Verhältnisse galt. In meiner ziemlich dicken Diplomarbeit, die ich mühsam Seite um Seite auf einer alten und leicht klemmenden Olympia-Reiseschreibmaschine tippte, beschäftigte ich mich also mit der "Systemtheorie als Theorie sozialer Kontrolle". Um den reaktionären Charakter der Luhmannschen Theorie entlarven zu können, musste ich mich tiefer und tiefer in sie hineinarbeiten - eine Arbeit, die mir nicht nur im Laufe der Zeit ein ästhetisches Vergnügen bereitete, sondern auch immer mehr (heimliche) Bewunderung für die Originalität Luhmanns und seine Unbeeindrucktheit von jeder Kritik abnötigte. Mit seiner Theorie war ich also schon ziemlich vertraut, lange bevor ich mich selbst als Systemiker gesehen habe. Vor allem wäre mir nicht im Traum eingefallen, dass ich später einmal als Therapeut tätig sein würde - und noch viel weniger, dass Luhmann für Therapeuten einmal eine epistemologische Referenzfigur sein würde. Die Auseinandersetzung mit Luhmann hat meiner Lust an Komplexität zum Durchbruch verholfen und mich aus der Eindimensionalität der damaligen Revolutionssemantik herausgelöst. Sein Verständnis von "Theoriearchitektur", die mit bestimmten Setzungen operiert, deren Tragfähigkeit dann im Verlaufe der Theoriearbeit getestet werden muss und die gegebenenfalls dann umgebaut werden müssen, öffnete mir aber auch die Augen für die Kontingenzen jeder Theorie, eben auch der Luhmannschen, so dass ich bis heute, obwohl sehr stark mit der Systemtheorie identifiziert, nicht der Versuchung ihrer Heiligsprechung oder ihrer Begründer erlegen bin.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 21. 2011

Mal anders herum: Erst Systemiker, dann Therapeut

Drei Tage vor Weihnachten öffnet Ulf Klein aus München, freiberuflicher systemisch-psychodramatischer Coach, Supervisor und Organisationsberater das Türchen für die Leserinnen und Leser mit seiner eigenen Geschichte, die ihren Ausgangspunkt nicht in der Begegnung mit berühmten Therapeuten, sondern mit Perry Rhodan nahm: Ich war jung, pubertierend und ein großer Fan von Science-Fiction, hatte Perry Rhodan abonniert, las – klar - Clarke, Asimov, Heinlein. Noch mehr faszinierten mich aber Lem, Stapeldon, Laßwitz, bei denen es um erkenntnistheoretische und philosophische Fragestellungen ging. Von meiner Familie als „Macke“ geduldet, solange die Schulnoten gut blieben, fand ich wenig erwachsene Resonanz (Unter Schulfreunden war das anders). Dann sprach mich eines Tages unser Nachbar auf meine Zukunftsromane an, was dazu führte, dass wir über Jahre hinweg regelmäßig abendlang über Science Fiction diskutierten. Mit einem respektablen Erwachsenen über all diese „Was wäre wenn?“-Themen diskutieren zu können, also hypothetisch zu denken, war eine große Freude. Die Dinge aus verfremdeter Perspektive zu betrachten (Olaf Stapeldons »Sirius«, quasi die Autobiographie eines intelligent gemachten Hundes mit daher ungewohntem Blick auf die Menschheit), oder aus der großen allumfassenden kosmologischen Metaperspektive (Stapeldons »Der Sternenmacher« oder H.G. Wells »Zeitmaschine«). Es blieb dann nicht aus, dass ich mich dann auch mit den großen Theorien der (Natur-)wissenschaften eindringlich befasste: Relativitätstheorie, Quantenphysik, Kosmologie, und auch Kybernetik. Was mich immer weiter Fuß fassen ließ im hypothetischen Denken. Leider fand ich für diese Interessen nur wenige Gesprächspartner. 1979, ich schrieb gerade meine Diplom-Arbeit (»Schwangerschafts- und Geburtserleben werdender Väter«), entdeckte ich durch eine Rezension in »Psychologie heute« Erich Jantschs frisch erschienenen Buch »Die Selbstorganisation des Universums – Vom Urknall zum menschlichen Geist«. Ich las und las und las und fand alles, aber auch alles, was ich mir so zusammengelesen und philosophiert hatte, in einem konsistenten universellen Theoriegebäude integriert. Fast kostete das Buch mich das Diplom, weil ich durch die intensive Lektüre den Abgabetermin nur mit Mühe einhalten konnte (und weil ich im Lichte der Selbstorganisationstheorie die Schlussfolgerungen in meiner Pilotstudie immer wieder meinte umformulieren zu müssen). Es folgte dann noch eine wunderbare Reise durch Italien, bei der ich ständig sich selbst organisierende Strukturen „erlebte“: Die Siedlungsstrukturen in der Toskana und in Kalabrien, der Fischeschwarm, in den ich beim Schnorcheln eintauchte, die dissipativen Strukturen, die sich beim Kochen der Tomatensauce im Topf bildeten: sich selbstorganisierende Systeme allüberall. Naja, und als ich dann entdeckte, dass es einen Weiterbildungsgang »Systemische Therapie« gab, hab ich mich natürlich angemeldet. Zunächst aus Neugier, denn mit einer guten Gesprächstherapie-Weiterbildung und - vor allem – einer exzellenten Psychodrama-Weiterbildung war ich der Berufspraxis schon bestens gewachsen. Inzwischen ist dies alles zu einer guten szenisch-systemischen Praxis zusammengewachsen. Also: Dank meinem Nachbarn, Herrn Pfeiffer! Dank Perry Rhodan! Vor allem aber: Danke, Erich Jantsch!

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 20. 2011

Auflösung des aktuellen Advent-Rätsels

Liebe Leserinnen und Leser, dass der diesjährige Adventskalender sozusagen "on the fly" hergestellt wird, merkt man auch daran, dass es zu kleinen Pannen kommen kann. Da ich in der vergangenen Woche nicht in Deutschland war und vorproduzieren musste, ist mir völlig untergegangen, dass ich den Autor des Beitrages von vorgestern gar nicht namentlich erwähnt habe. systemmagazin-LeserInnen wissen natürlich trotz des "Jugendfotos", dass es sich dabei um Lothar Eder handelt, der schon viele schöne Beiträge im systemmagazin veröffentlicht hat, u.a. die wunderbare Post aus Perturbistan. Aber auch hier kann ein update nicht schaden, dies dürfte ein aktuelleres Portrait (Foto: www.eder-psychotherapie.de) sein Beste Grüße Tom Levold Herausgeber

Posted by Tom Levold in Allgemeines at 12:34

Missgeschicke als nützliche Erfahrungsquellen

Stephan Baerwolff, treuer systemmagazin-Leser und -autor, öffnet heute das Kalendertürchen mit einer Rückblende auf seine ersten familientherapeutischen Gehversuche und die dann erfolgende "schockierende" Begegnung mit Kurt Ludewig - eine Begegnung mit Folgen, denn Stephan Baerwolff hat sich dann dem Hamburger Institut für Systemische Studien angeschlossen, dem er er als Lehrtherapeut bis heute angehört: Vor 30 Jahren steckte ich mitten in meiner familientherapeutischen Weiterbildung, die ich (noch gezeichnet vom Praxis-Schock meines ersten Berufsjahres in einem Psychiatrischen Landeskrankenhaus) begonnen hatte. Unsere Ausbilderin war eine charismatische Familientherapeutin, die uns mit ihrer Energie, ihrer Erfahrung und dem Mut, sich im Geiste der humanistischen Psychologie in die Begegnung mit den KlientInnen zu stürzen, begeisterte. Ich begann, „in Beziehungen“ zu denken und diese mithilfe der Landkarten von Minuchins strukturellem Ansatz oder Satirs Kommunikations-Typen zu sortieren. Regelmäßig führte unsere Kursleiterin in Anwesenheit des Kurses live-Sitzungen mit Familien. Zu einem Wochenende brachte eine TeilnehmerIn eine vierköpfige Familie mit, die mit ihrem pubertierenden Sohn Schwierigkeiten hatte. Ich erinnere mich nur noch dunkel an das Geschehen in der Sitzung, weiß aber, dass wir wieder einmal begeistert waren vom Einfallsreichtum der Therapeutin und der hohen emotionale Dichte der Sitzung. Umso schockierter waren wir, als die Mutter in einer Feedback-Runde am Ende der Sitzung meinte: „Über das Eigentliche haben wir ja gar nicht gesprochen!“ Später berichtete die Therapeutin selbstkritisch, sie habe sich dadurch dazu verleiten lassen, die Sitzung noch um 15 Minuten zu verlängern, was aber an der Unzufriedenheit der Familie nichts wirklich verändern konnte. Angesichts der methodischen Brillanz der Sitzung waren wir TeilnehmerInnen über die „Ignoranz“ der Familie empört und stellten anschließend allerlei Überlegungen über die der „Undankbarkeit“ zugrunde liegenden Familienstrukturen an. Irgendwie blieb aber bei mir ein vages Gefühl übrig, dass ich hier etwas nicht verstanden hatte, also gewissermaßen eine „nicht geschlossene Gestalt“, die möglicherweise dazu führte, dass ich dieses Erlebnis zwar zur Seite legte, aber viel später wieder erinnerte. Im Anschluss an meine Weiterbildung engagierten wir 1983 in der Beratungsstelle, in der ich inzwischen arbeitete, Kurt Ludewig als Supervisor, der die Team-Spannungen zwischen familientherapeutisch und psychodynamisch orientierten KollegInnen bearbeiten sollte. Bei seiner Vorstellung schockierte er mich (der ich doch glaubte mit der familientherapeutischen Literatur vertraut zu sein) mit der Aufzählung von für seine Arbeit bedeutsamen Personen, von denen ich noch nie etwas gehört hatte (Dell, Maturana, von Foerster, von Glasersfeld, Luhmann usw.) und durch deren Werke ich mich bald zu quälen begann, immer mit meinen bisherigen Denkweisen ringend, die heftig gegen die neuen Ideen ankämpften. Zu diesen tumultartigen erkenntnistheoretischen Debatten in meinem „inneren Parlament“ kamen die Verstörungen durch Kurts Interventionen, etwa wenn er beiläufig erzählte, in seiner Klinik hätten Psychoanalytiker und Systemiker (so hießen sie damals wohl noch nicht) aufgehört, miteinander zu diskutieren und begonnen, gemeinsam zu singen! Unmöglich fand ich das! Trotz dieser Irritationen, gewiss aber wegen Kurts mitreißender Begeisterung und seiner Herzlichkeit, entschlossen sich einige von uns, ihn nach dem Ende der Team-Supervision für eine kleine private Gruppe zu gewinnen, in der er unsere live-Sitzungen mit Familien supervidierte. Diese Sitzungen führten fast regelmäßig dazu, dass anschließend die Therapie beendet war: Während wir uns nämlich von allerlei Ideen und Zielen leiten ließen, die die Familie unseres Erachtens noch erreichen sollten, richtete Kurt unser Augenmerk auf die Wünsche der Familie. Wenn wir sie dementsprechend befragten, stellte sich bald heraus, dass sie mit dem Erreichten zufrieden waren und die Beratung beendet werden konnte. Auch hier gab es in meinem inneren Parlament einige mächtige konservative Lobby-Gruppen, die sich gegen diese Praxis sträubten, doch auch im Zuge meiner Auseinandersetzung mit der systemischen Theorie begann mir allmählich zu dämmern, dass in Kurts Konzept „vom Anliegen zum Auftrag“ ein Herzstück des systemischen Ansatzes liegt. (Nicht zufällig finde ich gerade jetzt, da ich Kurts Buch „Systemische Therapie“ aufschlage, auf Seite 133 beim diesbezüglichen Schaubild ein Lesezeichen!) Ich weiß nicht genau, wann mir das oben geschilderte Erlebnis aus meiner familientherapeutischen

Weiterbildung wieder in den Sinn kam, aber heute benutze ich es gern zur Illustration der Idee der Anliegenorientierung. Dass man damit heute kaum noch jemanden vom Hocker hauen kann, finde ich ebenso erfreulich wie bedauerlich: Natürlich ist es wunderbar, dass sich das systemische Denken so weitgehend durchgesetzt hat, doch manchmal vermisse ich die emotionalen Diskussionen aus den Anfangszeiten, als man z.B. in Weiterbildungen mit systemischen Thesen noch auf heftigen Gegenwind stieß! Von der Familientherapie heißt es, sie fuße nicht (wie die Psychoanalyse) auf dem Wirken einer Gründerpersönlichkeit, sondern habe mehrere Mütter und Väter. Meine kleine Geschichte zeigt, dass dies auch für meine Entwicklung gilt und dass Lernen nicht nur auf Erfolg gründet, sondern Missgeschicke ebenso nützliche Erfahrungsquellen sein können.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 19. 2011

Adventskalender 2011: 2 Beiträge fehlen noch!

Liebe Leserinnen und Leser, zum vollständigen Adventskalender fehlen nur noch zwei Beiträge. Wenn Sie sich von den bisherigen Geschichten inspiriert gefühlt und an eigene Erlebnisse erinnert gefühlt haben und bis übermorgen abend ein paar Zeilen schreiben können, freue ich mich über Ihren Beitrag. Herzliche Grüße Tom Levold Herausgeber systemmagazin

Posted by Tom Levold in Beiträge at 21:29

Der Platz auf der Tribüne oder: Whose side are you on?

Die Frage, welche Personen mir einen ersten Eindruck von systemischem Denken und Handeln vermittelt haben bringt mir die Erinnerung an eine meiner frühen Therapien ins Bewusstsein. Das war Mitte der 80er Jahre und ich war Gruppentherapeut in einer Klinik für Suchterkrankungen, in der v.a. Alkoholiker mit Langzeittherapien behandelt wurden. Natürlich war das keine intentionale „Vermittlung“ systemischer Prinzipien, es war mehr eine Sensibilisierung für systemische, genauer: für familien- oder paardynamische Zusammenhänge, zudem für Überweisungs- und Auftragskontexte, die sich für mich aus dieser, ich muss es wohl so sagen, zumindest vordergründig gescheiterten Therapie ergab. Zu jener Zeit gab es ein Lied, das oft im Radio gespielt wurde, das hieß Whose side are you on?, und dieser Titel ist gewissermaßen programmatisch für diesen Fall. Ich betreute eine halboffene Gruppe von ca. einem Dutzend männlicher Patienten, mit denen ich im wesentlichen gruppen-, z.T. auch einzeltherapeutisch arbeitete. Eines Tages wurde mir ein neuer Patient zugewiesen. Im Eingangsgespräch berichtete er mir von einer chaotischen Beziehungsgeschichte; die Frau habe ihn mit den Kindern verlassen, er stehe jetzt ganz alleine da, das sei der Grund für sein Trinken. Der Mann wirkte geknickt, niedergeschlagen, seiner Hoffnungen beraubt. Nach einiger Zeit bekam ich einen Anruf von einer Therapeutin, welche mit der Ehefrau des Mannes arbeitete und sie kontaktierte mich, um mir gewissermaßen reinen Wein darüber einzuschenken, mit wem ich da arbeite. Zudem wollte sie mir ihre Wünsche nahebringen, an welchen Zielen mit dem Mann zu arbeiten sei und sie wollte mit mir ein gemeinsames Vorgehen abstimmen. Was sie mir berichtete, schockierte mich. Mein Patient wurde als gewalttätig der Ehefrau und den Kindern gegenüber geschildert, sie sei mit diesen inzwischen ins Frauenhaus gezogen, der Patient aber versuche immer wieder, trotz eines Kontaktverbotes seitens der Frau, in Verbindung mit ihr zu kommen. Ich sollte nun mit ihm an seiner Problemeinsicht arbeiten und sicherstellen, dass es zu keinen weiteren Kontaktversuchen käme, damit die Frau nun endlich zur Ruhe kommen könne. „Mein Problem war, dass ich mit einem Mal einen anderen Patienten vor mir hatte. War er bis eben ein trauriger Trinker gewesen, hatte ich nun ein gewalttätiges Monster vor mir, das seine Ehefrau trotz gegenteiliger Absprachen nicht in Ruhe ließ. Ich dachte zum einen, dass ich nun therapeutisch dringend etwas tun müsse, um den Patienten zur Einsicht zu bringen, zum anderen fühlte ich mich einigermaßen hilflos. In einem Einzelgespräch konfrontierte ich den Pat. mit der Information, er gestand die Probleme ein und ich vereinbarte mit ihm, dass er seine Frau bis auf weiteres nicht mehr kontaktierte. Erstaunlicherweise schien er sich daran zu halten. Was nun folgte, war gewissermaßen eine eindruckliche Belehrung über Systemdynamiken, die sich einfach nicht an noch so gut gemeinte therapeutische Zielsetzungen halten, welche nur den einen Pol einer bestehenden Ambivalenz abbilden. Denn eine Weile danach kam der Patient zu mir mit einigen aktuellen Briefen seiner Frau, geschrieben aus dem Frauenhaus, in denen sie ihm deutlich zu verstehen gab, wie sehr sie ihn vermisse. Der Patient berichtete mir nun von einer seit Jahren wiederholenden Dynamik von Annäherungen und Trennungen, symbiotischen Phasen, emotionalen Verstrickungen, Vorwürfen, emotionaler und physischer Gewalt, einhergehend mit Alkoholkonsum. Im Laufe der Jahre hatte das Paar es „geschafft“, diverse professionelle Helfer einzuladen, „für“ sie aktiv zu werden. Alle waren gescheitert, etwas im Sinne der von ihnen selbst gesetzten Ziele zu erreichen, sie zogen sich dann, enttäuscht von ihnen so wenig veränderungswilligen oder –fähigen Klienten, allesamt zurück, um von den nächsten abgelöst zu werden. Ich telefonierte mit der Therapeutin der Ehefrau meines Patienten und informierte sie – die Dame war entsetzt und fürchterlich enttäuscht von ihrer Klientin. Da habe sie doch scheinbar so große Fortschritte mit ihr in Richtung der eigenen Autonomie gemacht. Und jetzt das! Ich selbst war damals verwirrt. Einmal mehr. Wusste nicht, was ich tun sollte. Hatte aber so ein Gefühl, dass da etwas wirkt, das irgendwie stärker ist als alle Therapeuten zusammen mit ihren so vernünftigen Zielen, die allesamt aus dem reflektiert-akademischen Wertekosmos herrühren. Und so kam mir der Impuls, dass der beste Platz, um mit diesem Patienten und seiner nichtanwesenden, aber kräftig mitmischenden Frau mitsamt der an ihr dranhängenden Therapeutin zu arbeiten, der auf der Tribüne sei. Es stellte sich heraus, dass dies ein guter Platz war: gewissermaßen als Zuschauer, Zuhörer, An-Teil-Nehmender. Dieser Platz erwies sich als entspannter, zudem bewirkte er paradoxerweise ein Mehr an Empathie für den Patienten. Sich über die eigenen Wertsetzungen im Klaren zu sein, sie nicht unreflektiert dem Patienten aufzudrücken, dabei aber sich selbst, die Regeln der Klinik und letztlich auch die eigenen Werte zu vertreten, das war etwas Neues. Später lernte ich: das nennen Systemiker

Neutralität. Und noch viel später lernte ich: das was Systemiker Neutralität nennen, ist im Kern bereits bei Freud angelegt, u.a. im Konzept der Abstinenz. So versuchte ich also, den Patienten, sein System, die mitbeteiligten gegenwärtigen und vergangenen Helfer, auch die Therapiesituation selbst, mitunter von außen zu betrachten. Mir half es. Ihm auch? Ich kann es nicht sagen. Womöglich war es hilfreich für ihn, dass sein Therapeut nun weniger pädagogisch mit ihm umging, für bzw. gegen ihn Ziele definierte und deren Erreichung gewissermaßen „überwachte“. In der konkreten Arbeit mit den Patienten, finde ich, kann man mit am meisten über Therapie lernen. Und mit das meiste, finde ich (und denke dabei an Watzlawicks Parabel vom Schiff, das nachts auf hoher See ohne Navigation unterwegs ist), lernt man aus gescheiterten Therapien. Die Therapie, von der ich hier erzähle, ist nach meiner Erinnerung vordergründig gescheitert. Sie ging, wg. vorzeitigen Abbruchs seitens des Patienten oder wg. einer vorzeitigen Entlassung aufgrund eines Verstoßes gegen die Klinikregeln, ohne konkretes Ergebnis zu Ende. Ich vermute, dass ich nicht sein letzter Therapeut war. Ich vermute zudem, dass sich nichts Wesentliches geändert hat am Problemmuster (oder was ich und andere Therapeuten dafür hielten). Mein Wunsch aber ist ein anderer: möge es ihm und den ihm Nahen gut ergangen sein.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 18. 2011

„Ob ein Ton richtig ist oder nicht, bestimmt der der nächste Ton“

Cornelia Tsirigotis ist systemmagazin-Lesern auch schon lange vertraut. Heute öffnet sie die Leiterin einer Frühförder-Einrichtung in Frankfurt am Main und Herausgeberin der "Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung" das Kalendertürchen mit ihren Erinnerungen an die ersten Begegnungen mit Haja Molter, ihrem Lehrtherapeuten am Weinheimer Institut: „Ob ein Ton richtig ist oder nicht, bestimmt der der nächste Ton“ (Haja Molter zitiert Miles Davis über den Jazz) Es war 1994, ich war seit einiger Zeit in der Frühförderstelle tätig und merkte, dass ich mich mich unbedingt „familienorientiert“ weiterbilden wollte. Mit dem Kommentar: „Systemische Denkweise könnte Dir gut liegen“ gab mir meine damalige Supervisorin in Aachen Haja Molters Telefonnummer, sie macht eine Supervisorensupervisionsgruppe bei ihm. Haja meldete sich sofort, ich bekam Kontakte mit dem IF-Weinheim, einige Wochen später befand ich mich im Vorbereitungs-Schnupperkursus der Weinheimer Familientherapieausbildung. Was das Beflügelnde war, kann ich nur schwer in Worte fassen. Die vielfältigen Denk- und Handlungsanregungen lassen sich kaum mit Worten beschreiben. Mir gefiel die nicht pathologisierende Denkweise, die sich so wohltuend aus dem in meinem Arbeitskontext damals noch vorherrschenden Störungs-Behinderungsdenken abhob. Die sokratische Mäeutik, die Kunst, systemisch die Kompetenzen und Ressourcen aus den KlientInnen zu erfragen, dockte bei mir besonders anschlussfähig, hatte ich doch als Altsprachlerin in der Schule Freud und Leid mit Sokrates Fragerei gehabt. Mir tat Hajas ruhige Gelassenheit wohl, seine sanft mahnende Erinnerung, mit ganz leicht schräg gelegtem Kopf (der mich an meinen weisen älteren Bruder erinnerte): „Es könnte auch ganz anders sein.“ Das alles sind nur Einzelspots, das Gesamtbild fällt mir schwer, aus meinen Erinnerungsfetzen zu malen. Als wir mal heftige Auseinandersetzungen mit dem Lehrtherapeutenteam Haja und Heiner Ellebracht hatten, fiel der oben zitierte Satz vom richtigen Ton im Jazz. Meine innere Haja-Stimme in meinem inneren Team nutzt diesen Satz öfter. Von systemischer Vielfalt Stück für Stück in die eigene Alltagsarbeit implementieren zu können, das war's: „Ihr habt jetzt ein Fass Wein im Keller. Trinkt es Glas für Glas!“, so Hajas Abschiedssatz nach einer dichten Seminarwoche. Vielleicht für mich das Wichtigste: Ressourcenblick auf mir selbst zu spüren und in meiner Eigenständigkeit unterstützt und ermutigt zu werden. Ressourcenblick auf mir hat geholfen, aus einer „Kultur des Tadels“ auszusteigen und eine Kultur der Wertschätzung als orientierendes Ziel vor Augen zu haben. „Meine Aufgabe als Lehrtherapeut sehe ich darin, schöpferische Distanz zu wahren, liebevolle Einfühlung aufzubringen, Verantwortung für meine soziale Wahrnehmung zu übernehmen, um die Autonomie in der Gruppe zu fördern und mich so authentisch wie möglich zu verhalten...“ (Molter 1998 s. 7) Danke, Haja!

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 17. 2011

Wie alles begann – keine Geschichte ohne Geschichten!

Im heutigen Kalendertürchen blickt Rüdiger Beinroth, systemischer Supervisor und langjähriger Erwachsenenbildner in Vlotho, weit zurück in die Vergangenheit, nämlich in die frühen 70er-Jahre, und erinnert sich an seine frühere Kollegin und Chefin:

"1971 kehrte Annedore Schultze, die spätere Leiterin des Jugendhofes Vlotho, von einem Studienaufenthalt aus den USA zurück. Zuvor hatte sie 10 Jahre Methoden der Sozialarbeit an der Höheren Fachschule des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Bielefeld unterrichtet. Sie war begeistert von der Art und Weise wie Virginia Satir in den USA mit Familien arbeitete und wollte diesen Ansatz, nach Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit, unbedingt in der Jugendhilfe in Westfalen verbreiten.

Der erste Fortbildungskurs für Sozialarbeiter „Familienberatung und Familienbegleitung“, fand von Februar 1973 bis Dezember 1974 statt. (Parallel dazu begann auch Maria Bosch in Weinheim mit ihren Kursen, was 2 Jahre später zur Gründung des Instituts für Familientherapie Weinheim führte. Die beiden hatten sich bei Virginia Satir in den USA kennengelernt).

Veranstalter des Kurses war der „Sozialdienst katholischer Frauen – Zentrale e.V. – Dortmund“.

Das Konzept orientierte sich in seinem methodischen Teil an den Erfahrungen und Veröffentlichungen von Virginia Satir (1973) und Horst Eberhard Richter (1970).

Es war kein starres Konzept, sondern wurde im Kurs mit den Teilnehmer/innen und Referenten ständig weiter entwickelt. Es gab viel Innovation zu dieser Zeit. Auf einer Fortbildungstagung 1973 in Bielefeld für Erziehungsberater und Sozialarbeiter, arbeitete Annedore Schultze live mit einer Familie auf der Bühne und stellte Skulpturarbeit vor, was eine heftige Fachkontroverse nach sich zog. Das Diakonische Werk von Westfalen veranstaltete ein Seminar zur Familienrekonstruktion mit Maria Bosch in Form eines Marathons, was ebenfalls hohe Wellen schlug.

Nach einer Informationstagung des Landesjugendamtes in Münster 1974, zur „Methode der Familienberatung und -behandlung“ (LWL Münster 1985), fiel

die Entscheidung, einen ersten „arbeitsfeldspezifischen Lehrgang zur Familienberatung und Familienbehandlung“ für Sozialarbeiter des

Allgemeinen Sozialen Dienstes (ASD) anzubieten. Das war die Geburtsstunde der Familienberatungslehrgänge in Vlotho.

Ich war seit 1972 im Jugendhof tätig. Ich war Sozialarbeiter und Gemeinwesenarbeiter und von Annedore Schultze für ein Modellprojekt zur Zusammenarbeit im Gemeinwesen von Freiburg nach Vlotho geholt worden. Ich hatte andere Aufgaben und verfolgte die Entwicklungen der Kollegin

und späteren Chefin mit Interesse. Im Rahmen des Modellprojekts hatten wir die Analytikerin Ruth Cohn für 3 Monate nach Vlotho geholt. So lernte ich die TZI kennen. Nebenbei studierte ich in Bielefeld auch noch

Erziehungswissenschaften, was ich mit dem Diplom 1980 abschloss. Im

Rahmen eines Seminars über Paradigmenforschung lernte ich die Schriften von Talcott Parsons kennen und war fasziniert. Ab da ließ mich die

systemische Denkweise nicht mehr los.

Der Entscheidende Schritt kam 1979. An einem Freitag eröffnete mir Annedore Schultze, dass in ihrem Familienberatungskurs ein Referent ausgefallen wäre und ich von Montag bis Freitag in der letzten Kurswoche des laufenden Kurses einspringen müsse. Bis Montag hatte ich nun Zeit,

die Pflichtlektüre des Kurses zu lesen. Es waren Bücher von Virginia Satir, Salvatore Minuchin und Maurizio Andolfi. Bis Montag hatte ich mir

die für diesen Kurs relevanten Abschnitte einigermaßen einverleibt. Die Woche lief für mich gut und ich hatte endgültig Feuer gefangen. Danach

war ich Co-Leiter in allen weiteren den Kursen.

Ab 1989 leitete ich die systemischen Beratungsfortbildungen 18 Jahre zusammen mit Anne Valler-Lichtenberg aus Köln. Es war eine wunderbare Zeit der gegenseitigen Anregungen und Entwicklungen. Dank meines großzügigen Arbeitgebers konnte ich viele Kurse besuchen die von Systemikern angeboten wurden. Ich nahm an den Weinheimer Tagungen teil, erlebte Virginia Satir und andere berühmte Vertreter des systemischen Ansatzes. Schließlich nahm ich auch an einer Ausbildungsgruppe mit Jos J. van Dijk in Bielefeld teil. Leider starb Jos, bevor der Kurs zu Ende war.

In die DAF trat ich erst nach meiner Supervisionsausbildung ein. Es reichte aber noch um die DGSF mit zu begründen.

Die DGSF ist zu meiner

„Heimat“ geworden. Hier fühle ich mich wohl und arbeite gerne und engagiert mit.

Heute als Rentner nutze ich die vielen Erfahrungen in meiner Praxis für Supervision, Coaching, Paar und Familienberatung. Das will ich auch noch

ein Weilchen weitermachen. Einmal Systemiker, immer Systemiker."

Posted by Tom Levoid in Beiträge at 00:00

Friday, December 16. 2011

Wie transportiert man Ärger ohne Brüllen...

Katrin Richter, die als Paar- und Familientherapeutin in Laboe bei Kiel arbeitet, hat als Familienhelferin in Berlin begonnen und dort auch wichtiges Marschgepäck von ihren Klienten mit auf den Weg bekommen, wovon sie im heutigen Kalendertürchen berichtet: "Als ich in Berlin-Neukölln wieder bei dieser Familie mit den 3 Mädchen war, machte ich die Erfahrung, dass ich mit meinem zirkulären Fragen und mit meinem systemischen Schätzen nicht so richtig weiter kam. Aber irgendwie war mir auch klar, dass diese Mutter ihre Kinder nicht sehen wollte und alles auf ihnen ablud. Ich fand es schrecklich, die Kinder litten und verschafften sich durch Gebrüll Gehör. Diese Mutter meinte es zu gut und gehörte zu denen, die all ihre eigenen Unsicherheiten auf das Herumzupfen an den Kindern laden, sie ständig kontrollieren, sich dann gleichzeitig darüber zu beschweren, dass diese unselbständig sind und zum allgemeinen Familienunfrieden beitragen, wenn sie dagegen aufbegehren. Der Vater brüllt am lautesten, weil das ja nicht auszuhalten ist und wenn man dann in diese Familien hineingerät, herrscht betretenes Schweigen und Scham. Niemand kann der armen Mama sagen, was denn wirklich nervt, wenn etwas nervt, weil sie dann weint und lamentiert und heimlich weitermacht mit Herumzupfen und Kritteln. Ein Tabu-doulebind. Mit etwas Mut schrieb die ältesten Tochter ein Gedicht für die Mama, was durch seine Form endlich eine Gesprächsebene eröffnete und vielleicht für viele Mütter gelten könnte und an das Vertrauen in ihre Kinder appelliert. Es war die Eintrittskarte für mich, nicht über Ärger, sondern über Lieben zu sprechen. Für die Mütter dieser Erde Rupf nicht an mirZupf nicht an mirNun lass mich dochendlich mal seinHör auf zu reibenes zu übertreibenDer Schal sitz dochausreichend feinLass deine Händedoch von mir undwende dich dir deiner selbst wieder zulch will nicht gekämmt seinich will verpennt einund putz auch nicht meine SchuheIch merke vorm Spiegelgleich wird mir übelWir sind wirklich nichteiner MeinungDu bist meine Mutter und ich noch klein aber lass mich doch einfach mal sein"

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 15. 2011

1968, die Sicht von oben und das Leben eines Fünfmarkstücks

Dass die Türe zum systemischen Denken nicht nur von ausgewiesenen Systemikern, sondern auch in ganz anderen Zusammenhängen - und viel früher - aufgestoßen werden kann, beweist systemmagazin-Leserin Lisa Reelsen in ihrem schönen Beitrag im heutigen Kalendertürchen: "Ja, sie war's. Ich glaube, sie war's. Sie muss es gewesen sein! Ich bin mir sicher! Sie war die Person - nach der ja gefragt war - die mir wohl einen ersten Eindruck von systemischem Denken und Handeln vermittelt hat. Aber wann ist man schon sicher? Eine Weile habe ich nachgedacht, ob ich dem diesjährigen Schreibimpuls für einen Beitrag zum Adventskalender im systemmagazin würde nachgehen können. Es fielen mir viele wichtige Menschen und Begegnungen ein. Es können auch die Kunst und einige ihrer Vertreter gewesen sein, die mich immer wieder lehren und erfahren lassen, dass Umdenken notwendig ist, um Menschen, Dinge und Sachverhalte besser verstehen zu können. Auch viele gelesene Bücher waren inspirierend und ich kann mich auch daran erinnern, wer mir das ein oder andere Buch empfohlen hat. Meine Freundin aus Kindertagen, die nun Kinder- und Jugendpsychiaterin ist? Ganz sicher! Oder war es mein alter Studienfreund, der Psychologe ist und mir seinerzeit die Ausbildung zur systemischen Beraterin mit den guten Lehrtherapeuten im WISL empfahl? Ja, der auch! Außerdem war er es, der mir die bundesweite Tagung mit dem Thema „Die Schule neu erfinden“ empfohlen hatte, die im März 1996 in Heidelberg stattfand. Es ging um eine systemisch-konstruktivistische Annäherung an Schule und Pädagogik. Ich kann mich an Menschen und Vorträge erinnern, die mich beeindruckt haben. Heinz von Foerster war wohl anwesend. Ernst von Glasersfeld auch? Da fängt es schon an mit den Erinnerungslücken. Auf jeden Fall war das für mich ein deutlicher Auftakt, mich mit systemischen Überlegungen und einer systemischen Betrachtungsweise auf die Schule, die Pädagogik und später auch auf die Lehrerbildung zu beschäftigen und mich mit dem „Unterricht als eine Konstruktion“ auseinander zu setzen. Aber wann fing es genau an? Ich gehe noch einen Schritt weiter zurück in meiner Erinnerung. Denn sie war's doch, denke ich, meine Grundschullehrerin im dritten Schuljahr! Nach meiner Einschulung 1966 in eine katholische Volksschule in einem kleinen Dorf bei Paderborn erlebte ich dort zunächst keine schönen Jahre. Die relativ alten Lehrer damals versuchten ihr Bestes, unterstelle ich ihnen mal, doch der Unterricht lief ausschließlich frontal ab, er bestand zu großen Teilen aus Abschreiben, im Chor lesen und Päckchen rechnen. Er blieb leider auch nicht frei von Demütigungen und Schmerzen, verursacht von „ausgerutschten Händen“. Außerdem erlebte ich den Unterricht meist als sehr langweilig und so kam ich auf allerhand „dummes Zeug“, wie man sich die Zeit in der Schule dennoch irgendwie interessant gestalten konnte. Auf manche Lehrer wirkte ich vermutlich sehr anstrengend. Doch meist blieb ich angepasst und relativ brav. 1968 kam SIE, eine sehr junge, braungebrannte neue Lehrerin mit dunklen Haaren. Sie war vielleicht 20 Jahre alt, wohl noch in der Ausbildung, ja so wird es gewesen sein, denn oft saß der damalige Rektor mit im Unterricht. Sie strahlte uns an und fragte jeden einzelnen von uns nach seinem Namen. Ich fühlte mich das erste Mal in der Schule einfach direkt gesehen. Sie sorgte wohl in der Volksschule unseres kleinen Dorfes mit 1500 Einwohnern für kleine Revolutionen in der Unterrichtsführung, zumindest in dem von mir bis dahin so erlebten Unterricht. So peppte sie z.B. den Religionsunterricht mit Dias von ihrer Reise durch Israel auf, die sie uns nun zeigte. Dazu erzählte sie interessante Geschichten. Begeistert lauschte ich ihren Worten und die Bilder sorgten für Fernweh. Sie wohnte auch nicht im Dorf und fuhr täglich mit einem weißen VW Käfer vor die Schule. Manchmal nahm sie mich verbotenerweise mit. Ich wohnte etwas am Rande des Dorfes, der Heimweg ging bergauf und ich war stolz mitfahren zu dürfen. Irgendwann fand sie wohl im Schulgebäude einen alten großen quadratischen Sandkastentisch auf Rollen, den sie etwas entstaubt hatte und eines Tages mitten ins Klassenzimmer schob. Tische und Stühle wurden an den Rand gestellt. Jedem gab sie ein kleines Holzhäuschen in die Hand, von der Sorte wie sie in Monopoly-Spielen zu finden sind. Ihr gestellter Arbeitsauftrag dazu lautete: „Stellt euch vor, der Kasten ist unser Dorf. Nun stellt jeder sein markiertes Häuschen an den Platz, wo er glaubt, dass das Haus steht, in dem er wohnt.“ Es gab Nachfragen, wie das denn gehe. Und sie sagte: „Stell dir vor, du bist ein Vogel und schaut von oben auf unser Dorf. Wo wohnst du denn nun? Kannst du das Haus sehen, in dem du wohnst? Stelle das Holzhäuschen an den Platz.“ Puh, wir waren mehr als 30 Kinder in der Klasse und es gab ein Gerangel, es wurde laut. Jeder wollte seinen Platz finden in dem großen Kasten. Sie ließ uns machen, reden, begründen, streiten und einigen, wo was zu stehen habe. Zum Schluss standen alle Häuser irgendwie irgendwo. Sie ließ sie so stehen. Erst am nächsten Tag ging es weiter. Wir lernten, dass Distanzen relativ sind, wir begriffen langsam die Himmelsrichtungen. Wir erfuhren die Notwendigkeit von Einigung auf etwas zur besseren Verständigung. Wir erlebten die veränderte Sichtweise von oben sowie den zeitlichen Abstand eines Tages, der den Streit weniger wichtig erscheinen ließ, etc. etc. Heute könnte man sagen, das war ein genialer, an die Lebenswelt der Schüler/innen anknüpfender Einstieg in eine Unterrichtseinheit zur Kartenarbeit im Heimatunterricht, der schnell alle Schüler/innen aktiv werden ließ, in dem selbstentdeckendes Lernen ermöglicht wurde unter Berücksichtigung von Elementen des Kooperativen Lernens usw. oder so ähnlich. Auf jeden Fall sorgte er für diese intensive Erinnerung und Nachhaltigkeit, zumindest bei mir mit der eigentlich banal erscheinenden Erkenntnis: Veränderungen von Sichtweisen führen oft zu Lösungen. Wenn ich an meinen mangelnden Orientierungssinn denke und an den unerschütterlichen

Glauben an mein Navigationsgerät im Auto, muss ich allerdings schmunzeln. Es lässt mich aber auch lächeln bei dem Gedanken daran, dass ich schon oft das schöne Sternbild der Südhalbkugel der Erde bestaunen durfte, welches sich anders präsentiert als das mir bis vor vielen Jahren bekannte. In dem gleichen legendären Jahr 1968, in dem ich eben erst 8 Jahre alt war und von den politischen Entwicklungen nichts mitbekam, sorgte diese tolle Lehrerin, die wir „Frollein Rochell“ nannten, für eine ebenso nachhaltige Erfahrung im Deutschunterricht. Sie forderte uns auf, eine Geschichte zu schreiben. Neben den langweiligen bis dahin anzufertigenden Aufsätzen mit eindeutigen einzuhaltenden textsortenspezifischen Kriterien (Rezepte schreiben, Erlebniszerzählung mit Einleitung, Hauptteil, Schluss u.a.) hatte der folgende Schreibauftrag seinen besonderen Reiz. Das gestellte Thema lautete: „Aus dem Tag eines Fünfmarkstücks“. Ich weiß noch, ich fragte nach: „Wie geht das?“ Frollein Rochell meinte: „Na, du bist das Fünfmarkstück. Schreib auf, was du so an einem Tag erlebst“. Und ich schrieb und schrieb, seitenweise und aus der Ich - Perspektive. Es machte unbändigen Spaß, mich in dieses Geldstück hineinzusetzen und ich erzählte fast sein halbes Leben. Nun gut, es landete sogar in Kalkutta, das weiß ich noch. Zur gleichen Zeit las ich nämlich ein Kinderbuch, dessen Geschichte in Kalkutta spielte. Der Name der Stadt klang für mich nach der großen weiten Welt. Die Autorin des Kinderbuches kam jedoch auch direkt mit erhobenem Zeigefinger daher. Wir sollten ja - vor allen Dingen beim Essen - oft an die armen Kinder auf der Welt denken, es gelang mir und meinen Mitschüler/innen aber nur wenig. Ob es das Fünfmarkstück geschafft hat, weiß ich nicht mehr. Heute wäre der Schreibauftrag von damals dem Konzept des Kreativen Schreibens zuzurechnen, das sich u.a. den vielbeachteten Aspekten von Kaspar Spinner verpflichtet sieht, nämlich der Irritation, der Imagination und der Expression. Allerhand Kompetenzen können dadurch angebahnt werden. Herausfordernd war die Aufgabe, spannend und vermutlich für mich das erste Mal ein Anlass, mich in etwas hineinzusetzen und deutlich die Perspektive zu wechseln. Das Fünfmarkstück hat nun ausgedient, darf irgendwo auf seine alten Tage rumliegen und sich ausruhen. Vielleicht ist es auch eingeschmolzen worden und wieder als etwas anderes im Umlauf. 1968 führte die Aufforderung, die Perspektive zu wechseln, bei mir zu einer erhöhten Schreibmotivation, heute in meiner Arbeit meist zu unerwarteten interessanten Lösungen. Frollein Rochell, die unsere Ressourcen, die wir als Kinder hatten, im durchgängig wertschätzenden Umgang mit uns so geschickt hervorlockte, verließ die Schule und uns - so habe ich es traurig erlebt - nach gut einem Jahr, heiratete, zog nur ins Nachbardorf, war jedoch dann für uns unendlich weit weg. Ich traf meine damalige Lehrerin, die nun anders heißt, tatsächlich zufällig nach 40 Jahren vor genau drei Jahren ausgerechnet bei der Beerdigung eines Menschen, der uns beiden wichtig war, in meinem Heimatdorf wieder. Wir erkannten uns und es freute uns beide. Es war nicht der richtige Ort, nicht die richtige Zeit und nicht der richtige Raum für ein längeres Gespräch. Auf jeden Fall konnte ich ihr bei dieser Gelegenheit persönlich danken. Ja, sie war´s!"

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 14. 2011

Klug sein wollen und eine peinliche Erkenntnis

Heute öffnet Dörte Foertsch, Lehrtherapeutin am Berliner Institut für Familientherapie und Mitherausgeberin des "Kontext" das Kalendertürchen und berichtet von einem einschneidenden epistemologischen Erlebnis mit Gunthard Weber: "Wenn ich mich versuche zu erinnern, fällt mir das genaue Datum nicht mehr ein, nur so ungefähr, dass es 1985 war, im Frühjahr, könnte aber auch später in einem Herbst gewesen sein. Erste aufregende Literatur war zu lesen und neue Erkenntnisse gab es zu verinnerlichen. Ich hatte „Paradoxon und Gegenparadoxon“ von den Mailändern geradezu verschlungen, durcheinander geratenes Wissen über die Welt und die in ihr gelehrte Psychologie folgte meinem Studium am Psychologischen Institut an der FU bei Klaus Holzkamp und anderen Vertreterinnen der „Kritischen Psychologie“. Ein politisches Bekenntnis gegen die naturwissenschaftliche Psychologie war unmittelbares Bedürfnis geworden, wir stellten die Methodenwissenschaften, Forschung und die gelernte Statistik, aber besonders die Diagnostik der Psychopathologie grundsätzlich infrage. Kommunikationstheorie von Paul Watzlawick, „Ökologie des Geistes“ von Gregory Bateson machten dieser Kritik Beine und das kopflastige Studium erweiterte sich in die Richtung, sich mit Systemischer Therapie, damals ja noch Familientherapie, zu beschäftigen. Ich hatte Wendezeit von Fritjof Capra gelesen, Derrida und Foucault versucht zu verstehen, war Heinz von Foerster bei einem seiner lebendigen Vorträge begegnet, klein in seiner Statur, groß in seinem philosophischen Einfluss. Das Berliner Institut für Familientherapie hatte sich als BIF gegründet und eine Anlehnung an die „Heidelberger“ und die „Mailänder“ gefunden. Allerdings sollte auch ein kritischer Geist gegenüber den schon damals immer wieder auftauchenden Ideen um die „wahren“ Systemischen Konzepte und deren Vertreterinnen bewahrt bleiben. Um diese Idee lebendig werden zu lassen, waren viele dieser Menschen zu Workshops und Seminaren ans BIF eingeladen, in diesem Jahr auch Gunthard Weber. Zum Thema machte er die Bedeutung von Symptomen im familiären Miteinander, welche Funktion sie haben könnten, welches Gleichgewicht sie herstellen und wie die sogenannten Symptomträger einen wichtigen Beitrag in ihren Familien leisten. Wir sollten uns ein Video von 30 Minuten Länge anschauen und Hypothesen bilden, mit welchem Problem diese Familie ans Heidelberger Institut gekommen sein könnte. In kleineren Gruppen waren alle Seminarteilnehmerinnen eifrig beschäftigt, herauszufinden, was in dieser Familie los sei. In der Auswertung danach kamen so gut wie alle Möglichkeiten vor, Ehekonflikte bei den Eltern, Trennungsabsichten, außereheliche Beziehungen. Über die Tochter wurde spekuliert, sie könnte eine Essstörung haben, der Sohn könnte drogenabhängig sein. Die Mutter war auch für verrückt gehalten worden, also so ein bisschen psychotisch, der Vater wirkte auf einige depressiv, usw. Jede Teilnehmerin wollte auf einmal ganz klug sein und die beste Erkenntnis über diese Familie produzieren. Es gab ganz aufgeregte Diskussion über die Problematik in dieser Familie. Und dann kam die Auflösung durch Gunthard Weber. Das Video zeigte eine Familie, die im Rahmen einer Vergleichsstudie zu Beziehungsmustern in Familien interviewt worden war und es handelte sich um eine ganz „normale“ Familie, die sich in dieser Studie zur Verfügung gestellt hatte, um über sich und ihre Beziehungen ganz „normal“ zu sprechen. Wir alle waren sehr peinlich berührt über unsere Ideen und den ehrgeizigen Antrieb, besonders kluge Analysen machen zu wollen. Mir ist das so sehr in Erinnerung geblieben, dass ich noch heute dieses Gefühl erleben kann, wie sehr ich mich ins Zeug gelegt hatte, auch bei den Klügsten sein zu wollen, um dann diesem peinlichen Vorführeffekt ausgeliefert zu sein. Ein gutes und lang anhaltendes Lehrstück."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 13. 2011

Marx, Maturana und die Kunst zirkulären Denkens

systemmagazin-Leser Franz Friczewski, Coach aus Hannover, hat das zirkuläre Denken schon bei Karl Marx entdeckt. Von dort zu Maturana und Luhmann war dann nicht mehr weit, wie er im heutigen Kalendertürchen erzählt: "Der erste, der mich auf die Spur systemischen – oder wie ich sagen würde: zirkulären – Denkens brachte, war ... Karl Marx. Der zweite war ein junger Assistenzarzt in einer Berliner Klinik. Und schließlich dann ein Mann namens Humberto Maturana. Aber der Reihe nach. Es war etwa 1976. Wie viele Andere damals auch las ich Karl Marx. Ich versuchte das Wesen des Geldes zu verstehen. Geld war für Marx: ein in dinglicher Hülle verstecktes gesellschaftliches Verhältnis. Seltsame Ausdrucksweise... Beim Versuch, sie zu ergründen, stieß ich auf folgendes Paradoxon (Kapital Band I, Kapitel 2): „Die Waren müssen sich (...) als Werte realisieren, bevor sie sich als Gebrauchswerte realisieren können. Andererseits müssen sie sich als Gebrauchswerte bewähren, bevor sie sich als Werte realisieren können.“ Also wie jetzt...?? Die Gedanken begannen, sich in meinem Kopf um sich selbst zu drehen. Aber ich lernte schließlich von Marx: Es geht hier um eine reale, prozessierende Paradoxie. Und ihre – Gewalt implizierende – Lösung ist: das Geld. Das erinnert an Luhmann, aber das wusste ich damals (1976) noch nicht. Jedenfalls, von da an konnte ich nur noch zirkulär denken, nicht mehr dualistisch-linear. Jahre vergingen. Es muss 1983 gewesen sein. Die Ärzte einer Berliner Klinik hatten mich eingeladen, einen Vortrag über „Herzinfarkt und Industriearbeit“ zu halten. Der Hintergrund: Ich hatte am Wissenschaftszentrum Berlin ein empirisches Forschungsprojekt zum Thema „Herz-Kreislauf-Krankheiten und industrielle Arbeitsplätze“ abgeschlossen. In diesem Projekt ging es darum zu zeigen, dass Herzinfarkt keineswegs nur eine „Managerkrankheit“ ist. Es war eines dieser klassischen Projekte aus dem Bereich „Humanisierung der Arbeit“. Das zugrundeliegende Paradigma lautete: „Arbeit macht krank“. Man suchte nach „objektiven“ Arbeitsbedingungen wie Zeitdruck usw. auf der einen Seite; und nach „subjektiven“ Verhaltensmustern wie Typ-A-Verhalten auf der anderen; kurz: nach sog. Risikofaktoren, die Herzinfarkt „machen“. Mir war immer unwohl bei diesem Ansatz. Er sieht sich als „humanistisch“, ist aber blind für die subtile Gewalt, die sich in der ihm eigentümlichen Art des Beobachtens verbirgt. Also versuchte ich, zirkulär zu argumentieren: Arbeitsbedingungen als „in dinglicher Hülle versteckte gesellschaftliche Verhältnisse“ und die damit korrespondierenden Verhaltensmuster. Und nun zu dem Vortrag. Die Ärzte fanden ihn zwar „irgendwie“ interessant, hatten aber, wie zu erwarten, gewisse Rezeptionsprobleme. Am Schluss kam ein junger Assistenzarzt auf mich zu: „also, ich habe ja auch nicht viel verstanden; aber was Sie da sagen, hört sich ganz so an, wie ein Buch, das ich gerade lese.“ Auf meine interessierte Rückfrage nannte er mir einen Titel, der irgendwie spannend, aber zugleich äußerst seltsam klang: „Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit“. Ein paar Tage später hatte ich das Buch Maturanas in der Hand. Ich war, genau wie die Ärzte, „irgendwie“ fasziniert, verstand aber erst mal genau so viel wie sie bei meinem Vortrag: nämlich (fast) nichts. Damit begann aber ein Lernprozess, der bis heute andauert. Was ich dabei lern(t): Maturana zentraler Begriff „Autopoiesis“ zielt nicht auf eine Theorie im klassischen Sinn. Es geht vielmehr darum zu lernen, eine bestimmte Haltung einzunehmen: die Haltung eines Beobachters, der lebendige Zusammenhänge be-greifen will, ohne ihnen durch sein Beobachten Gewalt anzutun. Und dieser Be-griff / diese Haltung erschließt sich uns dann, wenn wir lernen, jene Seite des Erkennens, die wir gewöhnlich ausblenden, immer wieder einzublenden: das vorbegriffliche, sinnlich-ästhetische, körper-nahe Denken, die Welt der inneren Bilder, die wir in unseren Konversationen – mit Händen, Füßen, Mimik und Stimme – fortlaufend gemeinsam erzeugen. Es ist m. E. der große Mangel der Luhmann'schen Systemtheorie, dass sie die Bedeutung dieser Ebene für gesellschaftliche Synthesis (für das, was Gesellschaft zusammenhält) nicht in den Blick bekommt. Dass sie blind ist für die subtilen Mechanismen der Gewalt, die sich in unserem Vergesellschaftungsmodus verbirgt. Insofern ist Maturana für mich heute aktueller denn je."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 12. 2011

systemische Aufstellungen als NebenHauptfach

Wofür das Aufstellen nicht alles gut ist. systemmagazin-Leser Tobias Wieland ist über das "Stellvertretern" zur Systemischen Therapie gekommen und erzählt im heutigen Kalendertürchen wie: "Meine erste wirklich zündende Begegnung mit systemischer Theorie und Praxis fand eher am Rande eines universitären Einführungsseminars in systemische Familientherapie statt. Der Professor, dessen Name ich mittlerweile vergessen habe, erwähnte kurz vor Schluss, dass es als familientherapeutischen Ansatz auch die Aufstellungsarbeit von Bert Hellinger gäbe, und es sehr erstaunlich und lehrreich sei, als Stellvertreter aufgestellt zu werden. Ein schönes Beispiel für die Idee, dass die Bedeutung der Nachricht beim Empfänger entschieden wird: Irgendetwas interessierte mich an dieser Stellvertreter-Idee außerordentlich und so telefonierte ich die lokalen Aufsteller ab, die im örtlichen Stadtmagazin warben. Dort war ich in der Folge immer wieder ein gern gesehener Gast – vor allen Dingen als Mann. In der Tat hat mich diese Arbeit damals sehr fasziniert. Die Beschäftigung damit hat mich zudem über so manche Frustphase des Studiums hinübergerettet. Ich habe sozusagen systemische Aufstellungen als NebenHauptfach (hauptsächlich, aber neben dem Studium) studiert und schließlich sogar meine Diplom-Arbeit über dieses Thema geschrieben. Durch das Stellvertretern ergaben sich außerdem sehr schöne und ermutigende Kontakte mit Therapeuten, die mir heute noch gut im Gedächtnis sind. Für mich war diese Möglichkeit ein großes Glück: Wo hätte ich sonst so direkt Familientherapie und –therapeuten als Außenstehender erleben können?Mittlerweile habe ich mich von Aufstellungen etwas entfernt, nähere mich aber zyklisch immer wieder an und absolviere zurzeit eine „klassische“ systemische Ausbildung. Geblieben ist mir eine entspannte Offenheit, scheinbar widersprüchliche Ideen und Ansätze nebeneinander gelten lassen zu können. Darüber bin ich sehr froh. Und bei der Gelegenheit möchte ich dem Professor von damals für seinen Schmetterlingsflügelschlag danken, der mir letztlich einen schönen kleinen Sturm im Leben beschert hat."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 11. 2011

eine Frage zart wie eine Feder

Heute finden wir im Adventskalender einen Beitrag von systemmagazin-Leser Thomas Hannss, Sozialarbeiter, Systemischer Therapeut und Supervisor (SG) in eigener Praxis, der während eines Praktikums von einer Mitarbeiterin der Einrichtung inspiriert worden ist: "Die Frage wer mich oder wie ich zum systemischen Denken und arbeiten gekommen bin, möchte ich mit dieser kleinen Geschichte beantworten: Es war ca 1996/97, ich absolvierte ein Praktikum in einer Psychosozialen Beratungsstelle. Das Team war mit analytisch und systemisch arbeitenden KollegInnen besetzt. Eine der Mitarbeiterinnen arbeitete systemisch und befand sich kurz vor dem Abschluss ihrer Weiterbildung zur systemischen Therapeutin. Um besser zu verstehen wie dies funktioniert zeigte sie mir ein Video aus ihrer Fortbildung, das bei einer sogenannten „Live-Sitzung“ entstand. Die Mitarbeiterin hatte eine Paarberatung vor den Augen der anderen Fortbildungsteilnehmer durchzuführen. Neben ihr saß eine kleine, zierliche Dame, die Lehrtherapeutin, die ihr immer wieder etwas ins Ohr flüsterte, was dann an die Klienten weitergeben oder gefragt werden sollte. Ich dachte mir schnell, dass die „Flüsterbotschaften“ es sehr in sich haben müssen, denn ich war sehr beeindruckt, was bei dieser Sitzung alles zur Sprache kam. Für mich stand damals fest, mir das Lernen des systemischen systemische Arbeitens in genau diesem Institut anzuschauen und auszuprobieren, ob es für mich passt. Es war dann 2004, als ich, mittlerweile systemischer Therapeut, selbst im Kreise einer Fortbildung, zum systemischen Supervisor mit dieser Lehrtherapeutin und –Supervisorin arbeiten durfte. Ich erinnere mich noch heute an viele ihrer Aussagen und ihren wohl auf enormer Erfahrung aufbauenden „Riecher“ für treffende Fragen und aktivierende Interventionen. Eine Erfahrung für mich dabei war und ist, dass eine Frage zart wie eine Feder an ein Thema heranzuführen kann, aber auch direkt wie ein Schwert eingebracht werden kann, und dementsprechend wirkt. Abschließend kann ich sagen, dass es eine ganz spezielle und bereichernde Methode des Lernens war. Danke an Uschi für die damalige Anleitung. Und an Ulla und Hans: Schön, dass es Lehrende gibt, die Neues ausprobieren."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 10. 2011

Eine indirekte Begegnung mit direkten Folgen

Rudolf Klein ist Lehrtherapeut bei der Saarländischen Gesellschaft für systemische Therapie. 1980 hatte er gerade sein Studium abgeschlossen und als Berufsanfänger eine Stelle in einer Suchtklinik angenommen. Im heutigen Kalendertürchen erzählt er von seiner ersten Begegnung mit der Familientherapie, fremd und anziehend zugleich: "Es war im Jahr 1980 als sich meine Sicht auf das Leben veränderte. Die Änderung war nicht etwa die Folge einer direkten, sondern die einer indirekten Begegnung mit einer Person. Und das ging so: Ich hatte gerade mein Studium abgeschlossen, in dem ich mich während der letzten drei Semester mit der Thematik suizidaler Krisen beschäftigte. Ich befasste mich damals neben allgemeinen Arbeiten zur Psychoanalyse v.a. mit den gängigen Autoren zum Thema Suizidalität. Damals lernte ich, Suizidalität sei eine individuelle Problematik, die aus psychoanalytischer Sicht als Folge einer im Verlauf der individuellen Biografie nachvollziehbaren narzisstischen Krise verstanden und interpretiert werden könne. Der Verlauf einer solchen Krise ließe sich als „präsuizidales Syndrom“ beschreiben. Da Klienten als Auslöser für suizidale Krisen überwiegend aktuelle und persönliche Problemlagen familiärer, beruflicher oder ökonomischer Art angaben, lag die Idee nah, die gegenwärtigen Lebensbedingungen für das suizidale Geschehen als relevant anzusehen. Ich begann zu recherchieren. Interessanterweise stieß ich bei diesen Recherchen weder auf den Begriff „Familientherapie“ oder „Familienforschung“ noch hatte ich auch nur ansatzweise eine Ahnung, dass es so etwas geben könnte. Leider halfen mir auch die damaligen Professoren nicht auf eine solche Fährte – aus welchen Gründen auch immer. Stattdessen las ich soziologische Abhandlungen, denen psychoanalytische Überlegungen zugrunde lagen. Diese widmeten sich der Analyse gesellschaftsstruktureller Bedingungen und deren Wandlungsprozesse. Entsprechend beschäftigte ich mich zum Abschluss des Studiums im Rahmen der Diplomarbeit mit der Thematik „Gesellschaftsstruktur und Suizidalität“. Die Arbeit daran war interessant – aber ich hatte den Eindruck, dass die eher soziologisch fassbaren Zusammenhänge einerseits und die individuellen Leidensgeschichten andererseits zwar „irgendwie“ in Verbindung standen, dennoch eine sehr große Distanz zueinander aufzuweisen schienen. Kurz nach Abschluss der Diplomarbeit nahm ich meine erste Arbeitsstelle an: In einer Fachklinik für Alkohol- und Medikamentenabhängige. Es war eine Klinik, die nach einem psychoanalytischen Konzept arbeitete, süchtige Entwicklungen ebenfalls als Antwort auf narzisstische Kränkungen interpretierte und Angehörige gegen Ende der Therapie in Form sogenannter Angehörigenseminare in die Arbeit einbezog. Diese Angehörigenseminare konzentrierten sich darauf, die Angehörigen als Unterstützer des Behandlungserfolgs zu gewinnen. Sie wurden dazu angeregt und auch angeleitet, auf welche Weise sie ihren abhängigen Partnern helfen konnten, das zarte Pflänzchen einer gerade begonnenen abstinenter Phase weiter wachsen zu lassen – bis hin zu einer lebenslangen Abstinenz: Durch Unterlassen kritischer und konflikträchtiger Themen, durch Ausmustern von Kochrezepten (z.B. Soßen mit Rotwein oder Flambieren von Fleisch), durch Wegschütten jeglicher alkoholischer Getränke, durch möglichst eigenes abstinentes Verhalten, durch Meiden von Mundwässern, Weinbrandbohnen und Schwarzwälder-Kirsch-Torte und durch Empfehlungen, von wem, wie oft und wie lange Selbsthilfegruppen aufgesucht werden sollten. Aus heutiger Sicht eine (hoffentlich) merkwürdig anmutende Form der familien- und paarorientierten Begleitbehandlung. Als Berufsanfänger und Neuling in dieser Klinik hatte ich weniger zu tun als die Kolleginnen und Kollegen. Ich war nach einer Einarbeitungszeit als Co-Therapeut für eine Therapiegruppe zuständig und hatte dadurch Zeit, mich mit allerlei Nebensächlichkeiten zu beschäftigen. So durchstöberte ich eines Tages eine Abstellkammer. Dort fand ich mehrere verstaubte Pappkartons, in denen offenbar seit Jahren völlig ungeordnet Bücher und Fachzeitschriften entsorgt worden waren. Ich las hier und las dort. Bis ich auf ein Heft stieß, das ich nicht kannte. Es schien eine Fachzeitschrift zu sein. Von den beiden Herausgebern hatte ich noch nie etwas gehört. Es handelte sich um Heft 2 des ersten Jahrgangs und stammte von 1976, war also vier Jahre alt. Ich schlug das Heft auf und begann kreuz und quer zu lesen. Alle Autoren waren mir gänzlich unbekannt. Der erste Aufsatz befasste sich mit einer Theorie der Schizophrenie. Der Autor hieß Theodor Lidz. Ich überflog den Text, da ich mit solchen Symptomen noch keine Erfahrung hatte. Ein weiterer Artikel präsentierte eine paradox verschriebene Parentifizierung, stammte von einer italienischen Gruppe, deren erstgenannte Autorin eine gewisse Mara Selvini war. Dieser Text überforderte mich komplett. In einem weiteren Beitrag wurde eine Therapie über 9 Jahre von einem Menschen namens Luc Kaufmann vorgestellt. Und dann gab es noch einen Text mit Überlegungen über Loyalität und Übertragung. Der Autor hatte einen Namen, den ich erst Jahre später halbwegs korrekt auszusprechen lernte: Ivan Boszormenyi-Nagy. Alle Artikel waren in erster Linie verwirrend, teilweise unverständlich und hatten den mir so bekannten Effekt, Zweifel an meinen intellektuellen Fähigkeiten zu schüren und ihm neue, scheinbar endlos vorhandene Nahrung zu liefern. Gerade wollte ich das Heft frustriert wieder in einem der verstaubten Kartons versenken – da geschah es: Ich blätterte den zweiten Artikel durch. Er behandelte die Frage: Einzel- oder Familientherapie? Der Autor beschrieb Überlegungen, wie ein Zusammenhang zwischen einer individuellen Symptomatik und der familiären Dynamik hergestellt werden kann. Und damit nicht genug. Dieser Autor verwendete, wie er schrieb, „sein“ Konzept der Interaktionsmodi von Bindung, Delegation und Ausstoßung, um die Verbindung

zwischen individueller und familiärer Dynamik differenziert darzustellen. Darüber hinaus stellte er auch noch Überlegungen an, unter welchen Bedingungen eher ein einzeltherapeutisches Setting und wann eher die Einbeziehung der Familie aussichtsreicher für den Erfolg einer Therapie sein könnte. Ich war elektrisiert! Endlich hatte ich etwas gefunden, von dem ich sofort wusste, dass ich mehr davon erfahren, mehr davon verstehen wollte – und zwar in einer Entschiedenheit, wie ich sie vorher in Bezug auf fachliche Themen niemals erlebt hatte. Es dauerte dann noch etwa zwei oder drei Jahre, bis ich mich in eine Ausbildung zur systemischen Familientherapie begab. Die Faszination für diese Arbeit dauert aber bis heute an. Die Fachzeitschrift hieß „Familiendynamik“. Der Autor war kein geringerer als: Helm Stierlin. Übrigens: Das Heft habe ich sofort aus seinem kümmerlichen Dasein befreit und es klammheimlich mitgenommen. Es steht seither auf meinem Bücherregal und wird immer ein besonderes Heft für mich bleiben."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 9. 2011

Wie ich zum lösungsorientierten Ansatz kam

So einfach kann es kommen: Philipp Kurth aus Allschwil in der Schweiz schickt für das heutige Kalendertürchen eine kurze Geschichte, wie er selbst in einer Beratungssituation mit der Wunderfrage konfrontiert wurde: "Ich war vor mehreren Jahren in einer psychologischen Beratung bei einer Frau, die nach dem individualpsychologischen Ansatz arbeitete. Unter anderem ging es darum, dass ich mich in meiner Arbeit nicht ausgefüllt und daher nicht glücklich fühlte. Anlässlich einer Weiterbildung, die meine Beraterin besuchte, las sie das Buch „Lösungsorientierte Beratung“ von Günter G. Bamberger. Darin war die Wunderfrage enthalten. Diese las sie mir ganz einfach und simpel aus dem Buch vor, ohne darauf geschult zu sein, wie man sie am besten stellt und worauf man dabei achten sollte, und ohne mich darauf vorzubereiten. Mich störte das nicht, sondern meine Vorstellungskraft wurde auch so angeregt. Und durch diese Frage wurde mir bewusst, wie ich mein Arbeitsumfeld verändern musste, wie es funktionieren sollte, damit ich mich wieder erfüllt und glücklich fühlen würde. Die Folge davon war, dass ich innerhalb eines Jahres von der Jugendarbeit in ein Wohnheim für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen wechselte. Daneben besuchte ich, angeregt durch die Lektüre des oben genannten Buches, die Weiterbildung „Ressourcen- und lösungsorientierte Therapie und Beratung“ mit Gunther Schmidt am wilob in Lenzburg, und anschliessend absolvierte ich den dreijährigen Studiengang „MAS Lösungs- und Kompetenzorientierung“ an der Hochschule Luzern."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 8. 2011

systeme 2/2011

Im aktuellen Heft der systeme ist neben zwei Texten von Hans Christ ("Empathie und Mustererkennung") und Heike Schader ("Normativität in Therapie und Beratung. Umgang mit Geschlechterrollen und Sexualität") eine Zusammenfassung der Arbeit von Nicola Neuvians über systemische Mediation bei Konflikten in Familienunternehmen zu lesen, mit der sie den diesjährigen Förderpreis der Systemischen Gesellschaft gewonnen hat. Darüberhinaus gibt es einen Tagungsbericht und eine Reihe ausführlicher Rezensionen zu lesen. Zu den vollständigen abstracts...

Posted by Tom Levold in Zeitschriften at 14:34

...Systemische (Zeit-)Reise bzw. Einfältigkeit versus Zirkularität

Dennis Gildehaus macht heute das Kalendertürchen auf und schildert seine erste Begegnung mit systemischem Denken in der stationären Jugendhilfe: "Meine ersten Überforderungssymptome im Zuge einer beratenden Elternarbeit in der stationären Jugendhilfe verspürte ich im November 2004. Ich erinnere mich noch genau an die Idee des Geschäftsführers zur Einführung einer „neuen“ und „innovativen“ Veränderung der Konzeption der Wohngruppe der Delmenhorster-Jugendhilfe-Stiftung in Delmenhorst. Damals hieß es: „Wir müssen die Eltern wieder ins Boot holen und die Rückführungsquote intensiver fokussieren...!“ Seit 2001 arbeitete ich als Pädagoge in der besagten Wohngruppe und schmiedete täglich Pläne, wie ich mit den Kindern und Jugendlichen meinen Dienstag aktiv und humorvoll gestalten könnte. Von systemischem Denken etc. wusste ich bis zu diesem Zeitpunkt nichts. Als der Geschäftsführer in einer wöchentlichen Dienstbesprechung das Thema Elternarbeit als Tagesordnungspunkt einbrachte, stand für mich fest: „Das Ding übernimmst Du!“ Das Team konnte sich gut vorstellen, dass ich als jüngster Mitarbeiter den Bereich Elternarbeit übernehmen würde. Die Wochen nach der besagten Besprechung veränderten grundsätzlich meinen weiteren Weg in der stationären Jugendhilfe und den Weg darüber hinaus. Mit einer großen Portion Euphorie machte ich mir Gedanken zu den verschiedenen Eltern und entschloss mich kurzer Hand, einfach alle zu einem netten Elternabend einzuladen, um ihnen mein Konzept vorzustellen. Fazit: Von insgesamt 24 Eltern kamen erstaunlicherweise nur zwei. Meine Ideen und Vorstellungen sahen auf dem Papier doch so gut aus - wie war es nur möglich, dass das Interesse der Eltern so gering war? Ich suchte Gründe und gute Ausreden, aber weiter kam ich damit auch nicht. Die Arbeit in der Wohngruppe nahm ihren Lauf und meine Unzufriedenheit zu. So entschloss ich mich zu einer Weiterbildung und suchte nach geeigneten Instituten im Internet. Es dauerte nicht lange und ich stieß auf die Institute von Eberhard Krüger, Lehrtherapeut der DGSF. Es handelte sich um eine systemische Beraterausbildung und das Konzept gefiel mir sofort. Erst einmal stellte ich meine Arbeit mit den Eltern ein, da ich genügend frustriert war. Die Weiterbildung hat mich begeistert. In der Rückbetrachtung haben sich die anfänglichen Worte des Lehrtherapeuten in mein Hirn gebrannt, verstanden habe ich sie zugegebenermaßen erst vier Jahre später. Sie lauteten ungefähr folgendermaßen: „Ich versuche euch jetzt aufzuzeigen, wie euer Weg in der Beraterausbildung aussehen könnte... Am heutigen Tag seid ihr bzgl. des systemischen Denkens und Handelns unbewusst inkompetent. Ihr wisst sozusagen nicht einmal, was ihr nicht wisst. Aber keine Sorge, nach mehreren Monaten werdet ihr bewusst inkompetent, so dass ihr auf alle Fälle bewusst einordnen könnt, was ihr nicht wisst. Wenn ihr dann euer Bergfest feiert, werdet ihr bewusst kompetent sein und wissend, dass ihr etwas wisst. Und zum Ende der Ausbildung werdet ihr unbewusst kompetent sein und euer Handwerkzeug einsetzen wie beim automatisierten Autofahren. Sinngemäß werdet ihr intuitiv denken und handeln und dementsprechend systemisch arbeiten. Darüber hinaus werdet ihr systemisch erfolgreich sein, wenn ihr das, was ihr wahrnehmt, auch infrage stellen könnt nach dem Motto... es könnte auch ganz anders sein...“. Im weiteren Verlauf der Ausbildung habe ich Dr. Krüger mehr und mehr als meinen beruflichen als auch persönlichen Mentor erlebt, der mir das systemische Terrain „Systemisches Arbeiten“ als Gesamtheit nähergebracht hat. Das anfängliche Verhältnis zwischen Lehrendem und Lernendem wurde nach und nach aufgrund des intensiven Arbeitens mit der systemischen Thematik zur Freundschaft. Im Juni 2007 schrieb ich ein neues Konzept der Systemischen Elternarbeit für die Wohngruppe, das sich hervorragend in den täglichen Alltag der Wohngruppe eingliederte. Die Eltern waren nicht nur motiviert, sondern fühlten sich als Gesamtheit wertgeschätzt und lernten ihre Ressourcen neu kennen - für mich eine Motivation, an die systemische Beraterausbildung auch noch die systemische Therapeutenausbildung anzuschließen, die ich 2009 abgeschlossen habe. Eberhard Krüger hat mir einen ersten Eindruck vom systemischen Denken und Handeln vermittelt und mich angesteckt, das zu lieben, was ich jetzt lebe... die Systemische Alltagspraxis."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Wednesday, December 7, 2011

Wird der Kalender voll?

Liebe Leserinnen und Leser, wenn Ihnen der Adventskalender gefällt und eigene Geschichten einfallen, freue ich mich noch über einige Beiträge - denn voll ist er noch nicht. In diesem Jahr soll es um die Frage gehen, welche Personen einen ersten Eindruck von systemischem Denken und Handeln vermittelt oder angeregt haben, sich selbst intensiver mit Systemischer Theorie und Praxis auseinanderzusetzen. Schicken Sie Ihren Text einfach an [tom\[at\]levold.de](mailto:tom[at]levold.de). Beste Grüße Tom Levold, Herausgeber

Posted by Tom Levold in Allgemeines at 08:25

Wo Engel zögern...

systemmagazin-Leserin Gabriele Lisa Klassen, Sozialarbeiterin und Sozialpädagogin, die als Coach in Berlin tätig ist, erinnert sich im heutigen Kalendertürchen an ihre Heidelberger Zeit des systemischen Beginns: "es war eine Zeit, 1977, da konnte man noch, einfach so, teilhaben an einer Weisheit, die sich, alt und neu zugleich, Systemtheorie nennt und in Heidelberg ihren europäischen systemisch-therapeutischen Wellenschlag auslöste. Also, dann gab es die Montagsworkshops in der Psychosomatischen Klinik der Uni-Heidelberg, welche Berufstätigen angeboten wurden, einfach so, und ich durfte dabei sein, obwohl ich doch, weiß Gott, noch nicht viele wusste (eine Eigenart, die jungen Menschen oft ganz gut steht). Lebendig habe ich sie in Erinnerung, die heutigen Stars der systemischen Familientherapie, die - noch sehr brav damals - Prof. Helm Stierlin assistierten, wenn er die Familien vorstellte, die es zu behandeln galt: Fritz B. Simon, Michael Wirsching, Gunthard Weber, Gunther Schmidt, Jochen Schweitzer. Letzter war damals noch ein lockerer Student, mit hochgekrepelten Jeans und längeren Haaren, gut sah er aus. Fritz B. Simon macht es mir bis heute besonders leicht, systemisches Arbeiten zu verstehen. Es ist sein unglaublich tiefgründiger Humor. Wenig Gesten, kaum Habitus, kommuniziert er Metaebene als Person auf so humorvolle Weise, das einem gar nichts anderes übrig bleibt, als Systemtheorie zu verstehen: das Gehirn macht es beim Lachen ganz von alleine! So sagte er doch glatt einmal in einem Interview, geführt mit einem Sozialarbeiter: Ich glaube nicht, dass die internationalen Systemischen Wissenschaftler zu uns kamen, weil wir so gut waren. Sie kamen, weil Heidelberg so schön ist! Ich selbst weiß übrigens, dass Hans Jürgen Eyssenck sein Herz in Heidelberg verloren hatte (genauer gesagt in Mannheim)! Beeindruckend war die Praxisnähe, die ich so später nie mehr erlebte. Es waren Patienten da aus der Psychiatrischen Klinik, die Kollegin, Frau Brunner hatte diese vorgestellt. Die Bedeutsamkeit des Mehrperspektivischen habe ich seither nie mehr vergessen. Gleichwohl habe ich festgestellt, dass viel sie nicht verstanden haben ... aber das ist eine andere Geschichte. Gregory Bateson schimpfte ja oft auf die Familientherapie-Industrie. Wenn ich mir die systemische Therapie hier in Berlin so anschau: er hatte recht!"

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Tuesday, December 6. 2011

Power of Pentatonic Scale - Demonstration by Bobby McFerrin

Posted by Tom Levold in Fun, Video at 11:37

paradise lost...

Heinz Kersting, der vorgestern vor sechs Jahren im Alter von 68 Jahren gestorben ist, hat viele Menschen zu systemischen Ideen inspiriert, so auch systemmagazin-Autor Ulrich Schlingensiepen, der heute für Heinz ein Kalendertürchen öffnet: "1992 besuchte ich ein Seminar des IBS Aachen zum Thema „Teamsupervision“. In meiner Supervisorenausbildung kam dieses Beratungssetting eher zu kurz und so war ich froh über diese Gelegenheit. Heinz Kersting und Barbara Hamann leiteten diesen Workshop in irgendeiner evangelischen Bildungsstätte in Niedersachsen. Großer Saal, riesige festverankerte Garderobenkonstruktionen mit vorgebautem Tresen, deftige Brauntöne in der Luft. Sicher als Multifunktionsraum gedacht für was auch immer, hier war alles möglich. Ich hatte Wochen vorher „Das gepfefferte Ferkel“ in die Hände bekommen, ein Lesebuch für Sozialarbeiter und Konstruktivisten, herausgegeben von Heinz Kersting, Christoph Vogel und Theo Bardmann. Ein völlig anderes Buch, verrückt, unterhaltsam und irritierend. Und dieses Buch hatte einen Beipackzettel mit wunderbaren Verordnungen, es so oder so zu lesen oder es auch ganz anders zu tun, nichts zu glauben sondern auszuprobieren, Spaß an zusammengewürfelten Texten und Comics zu haben und für den Sinn und Unsinn des Ganzen sich schließlich selbst verantwortlich zu fühlen. Paradise lost! Am Anfang eines konstruktivistischen Denkens steht die Ent-täuschung, die Erfahrung, dass die bisherigen Vorstellungen und Bilder, die man sich von der Welt, von sich und den Mitmenschen gemacht hatte, nicht mehr brauchbar sind, dass man mit den gewohnten Unterscheidungen und Beschreibungen in der Wirklichkeit nicht mehr zurecht kommt. Man erfährt, dass man umbauen muss, dass neue Konstruktionen erforderlich sind. (Das gepfefferte Ferkel). Heinz Kersting hat diesen Beipackzettel für mich lebendig gemacht und vorgelebt, es war die reine Freude – und Überraschung! Systemische Beratungen sind Provokationssysteme, ermöglichen Umdeutung, sind Irritationen nach Plan und das alles mit einem ordentlichen Schuss Liebe zur Profession. Ob wir auch über Teams und Teamsupervisionen geredet haben? Vielleicht und wenn ja, bestimmt anders. In jedem Falle haben wir mit Beobachtungen 2.Ordnung und Unterscheidungen experimentiert, dass selbst dem ordentlich evangelischen Saal die Luft weg blieb."

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Monday, December 5. 2011

ein systemisches Pils auf Jürgen Henningsen...

... trinkt Edelgard Struss im heutigen Adventskalendertürchen und erinnert damit an einen ihrer Lehrer, den früh verstorbenen Erziehungswissenschaftler und Kabarettisten Jürgen Henningsen (1933-1983): Als ich 1972 anfangen zu studieren, waren die Dinge am Fachbereich Erziehungswissenschaften (Pädagogik, Soziologie und merkwürdigerweise Publizistik) an der Uni Münster gerade völlig aus dem Ruder gelaufen. Die Universität war bis auf wenige Fachbereiche völlig überlaufen, regelmäßig fielen Veranstaltungen aus, Desorganisation und/oder studentische Streiks am laufenden Meter. Eines meiner ersten Seminare fand mit 200 Teilnehmenden im leeren Schwimmbad eines nicht mehr bewohnten Studentenheims statt. Andere Veranstaltungen wurden in winzigen Räumen über der sagenhaften Kneipe Pinkus Müller durchgeführt, in der damals hauptsächlich Mitglieder studentischer Verbindungen Altbier tranken, für Damen auch gerne mit – ganz schlimm! – eingemachten süßen Erdbeeren als Altbierbowle angeboten. Obwohl ich in Köln aufs Gymnasium gegangen war, kam ich mir im ersten Semester an der Uni der viel kleineren Stadt Münster vor wie eine desorientierte Provinznudel. Rettungslos verloren im universitären Chaos der wilden 70er Jahre. Neuer Anlauf zum 2. Semester: ich wollte ganz dringend richtig studieren, mich intensiv mit etwas pädagogisch Relevanten beschäftigen. Wühlte mich durch die Veranstaltungsangebote im Vorlesungsverzeichnis, einem dicken Buch von 250 Seiten aus schlechtem Papier, das zur einen Hälfte aus unverständlichen Satzungen sowie Namen und Sprechstundenzeiten von DozentInnen bestand, zur anderen Hälfte aus extrem knapp gehaltenen Angaben für Lehrveranstaltungen. Die einzige Chance, dachte ich mir, den Massenveranstaltungen zu entgehen, bestand darin, mir Seminare mit abseitigen Themen zu noch abseitigeren Zeiten zu suchen. Das erste Seminar meiner Wahl lief unter dem Titel „Warenästhetik“. Es hatte nur 25 Teilnehmende und gipfelte in dem Auftritt eines Ingenieurs und Objekt designers der Firma Braun, der den staunenden Studierenden seine komplette Sammlung von Rasierapparaten zeigte und erklärte, wie vom ersten bis zum aktuellsten Modell das immer ambitioniertere Design der Braun-Rasierer entwickelt wurde. Das zweite Seminar zum so genannten Soziologenstreit begann montagmorgens um 9 Uhr und setzte voraus, dass man sowohl Habermas als auch Luhmann gelesen hatte. Ich fing mit letzterem an und war glaube ich für den Rest meines Studiums an diesem Fachbereich die einzige Studentin, die Luhmann tatsächlich und fasziniert, dafür jedoch Habermas überhaupt nicht gelesen hatte. Luhmanns Strukturfunktionalismus passte seltsamerweise zu meinem dritten Seminar: „Musische Erziehung 1“. Es fand samstagsvormittags von 9 bis 13 Uhr in dem ehemaligen Studentenheim mit dem Schwimmbaden statt, jedoch in einem angenehmeren Raum und mit nur 10 Teilnehmenden, von denen einer seine Trompete mitgebracht hatte, so dass ich dachte, jetzt bin ich vielleicht doch etwas zu weit abseits gelandet in der Auswahl meiner Veranstaltungen. In diesem Seminar wurde innerhalb weniger Wochen eine Kabarettgruppe gegründet, deren Mitglied ich bis weit nach Ende meines Studiums gewesen bin. Und das nicht, weil ich jemals eine besonders talentierte Kabarettistin gewesen wäre, sondern weil ich beim Kabarett systemisches Denken und Arbeiten lernte – alles in allem ein großartiges und lehrreiches Vergnügen. Das Seminar, d.h. die Kabarettgruppe wurde geleitet von Professor Jürgen Henningsen und seinem Assistenten Anton Austermann. Henningsen war ein hagerer Intellektueller mit zurückgekämmten glatten Haaren, fast immer in weißem Hemd und Anzug, sah eigentlich ein bisschen aus wie Paul Watzlawick in mittleren Jahren, hätte aber auch anstandslos in ein Gruppenfoto der Künstlerszene aus der Weimarer Zeit gepasst. Ihn sehe ich als Initiator meines systemischen Denkens an. In der geistigen Tradition einer phänomenologisch begründeten „hermeneutischen“ Pädagogik (Dilthey, Mollenhauer) und des symbolischen Interaktionismus (Goffman, Blumer) predigte er in seinen Seminaren und besonders bei der Erarbeitung der Kabarettprogramme unermüdlich systemisches Denken und systemische Praxis: Die Erziehungswissenschaft hat in erster Linie und fast ausschließlich nicht mit Sachen zu tun, sondern mit Meinungen über Sachen. Die Wahrheit steckt nicht als roter Faden in der Vergangenheit, sondern in der jeweiligen Gegenwart als Zukunftsermöglichung. Es reicht nicht, daß ein Satz richtig ist. Er muß auch lesbar sein, etwas leisten für den Adressaten. Er muß sich „darstellen“, seinen Inhalt in Form übersetzen. Das ist riskant. Lernen ist eine durch Aufnahme und Verarbeitung von Informationen bewirkte Änderung von Verhaltensweisen selbstorganisierender Systeme, Lehren der Versuch einer Steuerung solcher Aufnahme und Verarbeitung. Der erworbene Wissenszusammenhang ist die sprachlich erschlossene Erfahrung. [...] Das Wort „Zusammenhang“ soll dabei keineswegs ein wohlgeordnetes, sauber abgestimmtes System suggerieren: zu denken ist an ein Gefüge, dessen verschiedene Bereiche in verschiedener Weise und Intensität miteinander integriert sind, sei es durch assoziative Verknüpfungen von Vorstellungen miteinander, sei es durch additives Konglomerat oder durch Superzeichenbildung. Totale Integration finden wir nur bei Kindern und Heiligen – die Wohnung eines gewöhnlichen Zeitgenossen ist unaufgeräumt. Das waren für mich faszinierende Aussagen – und Ansagen, die beim Kabarettmachen unmittelbar praktisch relevant wurden. O-Ton Henningsen als Regisseur vor der Bühne: Leute, über diese Pointe könnt nur ihr lachen! Im Publikum versteht das keiner! Ihr müsst vom Publikum ausgehen und von dem, was die denken! Darauf müsst ihr euch beziehen! Und nicht darauf, was ihr alles wisst und meint! Also, was denkt so ein Mensch im Publikum? Er spielt Lotto und denkt, dass er wahrscheinlich gewinnt, und gleichzeitig, dass ein Lottogewinn das

Unwahrscheinlichste überhaupt ist! Eure akademischen Ansichten vom Glücksspiel sind für das Publikum überhaupt nicht wichtig! Diese Sichtweise habe ich nahtlos auf meine damals beginnende Arbeit in der Psychiatrie übertragen können – und befand mich damit in bester systemischer Gesellschaft, wie sich später herausstellte. Nach den abendlichen Kabarettproben sind wir oft (sehr oft) in die Alte Post gezogen, um zu fünfzehn leidenschaftlich Karten zu spielen und ordentlich Pils zu trinken. Das Spiel kam von Jürgen Henningsen und hieß Peesebee oder so ähnlich. Man musste vor jeder Runde die Anzahl der Stiche voraussagen, die man selbst machen würde. Leider habe ich die Regeln vergessen. Ich würde es gerne mal wieder spielen und ein systemisches Pils auf Jürgen Henningsen trinken. Falls jemand die Regeln zum Spiel kennt: bitte melden!-----Jürgen Henningsen, 1933 – 1983 Zitate: Autobiographie und Erziehungswissenschaft. Essen: Neue Deutsche Schule, 1981; Kinder, Kommunikation und Vokabeln. Heidelberg: Quelle & Meyer, 1969

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Sunday, December 4. 2011

Das soziale Gehirn

Stephan Baerwolff machte mich auf eine interessante Sendung aufmerksam, die bereits am 1.12. im Deutschlandradio Kultur gesendet worden ist. Der Autor Martin Hubert stellt die Frage, wie aufgeklärt die Neurowissenschaft sei und lässt prominente Neurowissenschaftler wie Gerhard Roth, Wolf Singer, Kai Vogetley und Georg Northoff und den Systemtheoretiker Werner Vogt zu Wort kommen: "Es gibt keinen freien Willen, das Ich ist nur ein Illusion und der menschliche Geist bloß ein Anhängsel des Gehirns. Seit 20 Jahren provozieren prominente Hirnforscher mit solchen Thesen die Öffentlichkeit. Fast unbemerkt haben sich jedoch die meisten Neurowissenschaftler von solchen einfachen Annahmen gelöst und andere Wege eingeschlagen. Sie betrachten das Gehirn nicht mehr isoliert, sondern als Vermittlungsinstanz zwischen Körper und Umwelt. Zahlreiche Studien untersuchen mittlerweile, inwieweit das Gehirn als kulturelles und soziales Organ zu verstehen ist. Sie arbeiten an einem facettenreichen Bild des Ichs im Gehirn, das es weder als Illusion noch als dinghafte Substanz begreift. Aber ermöglicht diese Hirnforschung einen fruchtbaren Dialog mit Philosophen und Sozialwissenschaften über den menschlichen Geist?" Die Sendung kann hier nachgehört werden, das Transkript der Sendung als PDF gibt es hier... (Foto: Image: digitalart / FreeDigitalPhotos.net)

Posted by Tom Levold in Links at 17:14

Mir fiel vorerst nichts anderes ein, als den beiden zuzuhören

Sabine Klar, Lehrtherapeutin der ÖAS in Wien und langjährige Mitarbeiterin am Institut für Ehe- und Familientherapie in der Wiener Praterstraße erinnert sich für den systemmagazin-Adventskalender an eine Beratungssituation, in der ihr deutlich wurde, dass es in der Beratung nicht darum geht, dass Berater die Probleme ihrer Klienten lösen: Mir fiel vorerst nichts anderes ein, als den beiden zuzuhören. Es war vor nunmehr 23 Jahren und in Österreich gab es damals noch nicht einmal das Psychotherapiegesetz. Ich hatte zwar ein Studium irreguläre zur Humanethologie absolviert und war gerade dabei mich in systemischer Familien-, und Sexualberatung auszubilden, hatte aber noch keinerlei Erfahrungen mit konkreten Klientinnen machen können. Trotzdem wurden mir im Rahmen eines Praktikums in einer Familienberatungsstelle bereits Fälle zugeteilt, mit denen ich alleine zurecht kommen musste. Ich erinnere mich, dass ich eines Dezembertages eine junge Frau erwartete. Das Anmeldeblatt erzählte von einer ausnehmend schwierigen Problemlage und Herkunftsgeschichte, die Klientin war vom Jugendamt zugewiesen worden und musste sozusagen zwangsweise Beratung in Anspruch nehmen. Sie kam an der Seite ihrer schon etwas älteren Sozialarbeiterin und ich fürchtete mich so sehr zu versagen, dass mir alle klugen Fragen, die mir die Ausbildung vermittelt hatte, abhandeln gingen. Da saß ich nun und mir fiel vorerst nichts anderes ein, als den beiden zuzuhören. Ich merkte allerdings sehr bald, dass sie gar nichts anderes von mir erwarteten, denn sie hatten vorrangig etwas miteinander zu klären. Die Sozialarbeiterin hatte die junge Frau, die im Heim aufgewachsen war, von Kindheit an betreut. Diese war ihr dankbar, wollte sich nun aber nicht mehr bevormunden lassen und wehrte sich gegen die gut gemeinte Unterstützung. Das kränkte die Sozialarbeiterin, die sich außerdem Sorgen machte. Ich hatte nichts anderes zu tun, als mich für das Beziehungsverhältnis der beiden zu interessieren und sie dabei zu begleiten, zu einem der Situation angemesseneren Umgang miteinander zu gelangen. Mit der schweren Problemlage der jungen Frau musste ich mich gar nicht befassen, denn keiner der beiden war es wichtig – damit konnten sie sich viel besser aus als ich. Da hätte ich mich geradezu einmischen müssen. Ich kann mich noch gut erinnern, wie erleichtert ich mich nach Abschluss dieses Falles fühlte, der nach 3 Sitzungen beendet war, denn nun war mir endlich klar geworden, dass es gar nicht zu meinen Aufgaben gehörte, das Problem der Klientin zu lösen, sondern ihr die Möglichkeit zu geben, die Beziehung zu einer ihrer wichtigsten Bezugspersonen anders zu gestalten.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Saturday, December 3. 2011

Sozialpsychiatrie und systematisches Denken

Hartwig Hansen aus Hamburg hat in den vergangenen Jahren immer einen Text für den systemmagazin-Adventskalender geschrieben, so auch dieses Mal. Ihm ist ein Buch in Erinnerung gekommen, das ihn auf die "systemische Spur" gebracht hat: Sozialpsychiatrie und systematisches Denken. Ich bin sicher, es muss noch irgendwo in meinem Bücherregal zu finden sein. Mal sehen. Ja, hier sind all die Wälzer - Simon und Co: „Die Sprache der Familientherapie“, Jeffrey Zeigs „Psychotherapie – Entwicklungslinien und Geschichte“, „Das Satir-Modell“ und so weiter – die letzten zwanzig, dreißig Jahre querbeet. Ein paar Handgriffe weiter werde ich fündig. Der blaue Rücken ist schon etwas vergilbt, das Buch ist längst vergriffen und wurde damals auch in einer Druckerei mit dem Firmennamen Plump hergestellt. Ja, genau das Charlie Chaplin-Bild aus „Moderne Zeiten“ von 1936, auf dem er sichtlich überfordert an der großen Maschine mit den zahllosen Zahnrädern rumschraubt. Das fanden wir damals passend zum Buchtitel, der da lautet: „Sozialpsychiatrie und systemisches Denken“ – weiße Schrift auf blauem Grund. Erschienen ist das Buch 1988 im Bonner Psychiatrie Verlag, dessen Leitung ich ein halbes Jahr vorher übernommen hatte. Dieses unscheinbare, inhaltlich aber schwergewichtige Werk war meine erste Begegnung mit dem „Systemischen Denken“. Thomas Keller, damals Abteilungsarzt in der Landesklinik Langenfeld und ausgewiesener Fan der systemischen Idee, hatte angefragt, ob der Verlag die Beiträge und Diskussionen des ersten Langenfelder Symposiums von 1987 veröffentlichen wolle, er halte es für notwendig und an der Zeit, die fortschrittliche psychiatrische Szene mit dem „Systemischen“ bekannt zu machen. Heute staune ich beim Lesen des Inhaltsverzeichnisses, wen er und seine Kollegen damals bereits in Langenfeld zusammengerufen hatten. Mir sagten die Namen nichts – heute weiß ich, dass es alles Pioniere für das „neue Denken“ waren: Luc Ciompi schrieb über „Systemtheoretische Aspekte der psychiatrischen Rehabilitation“, Fritz B. Simon und Gunthard Weber skizzierten „Das Invalidenmodell der Sozialpsychiatrie“, Klaus Deissler fragte in Form von „Zehn Thesen: Lohnt sich der Flirt mit der systemischen Therapie?“ und Jay Haley mahnte – unnachahmlich ironisch –: „Warum ein psychiatrisches Krankenhaus Familientherapie meiden sollte“ ... Am Ende des Buches stellte Thomas Keller selbst eine „Kleine Übersicht wichtiger Begriffe in der systemischen Therapie“ zusammen: Autopoiese, Delegation, Double bind, Kontext, Kybernetik, Symbiose, Zirkularität ... Potzblitz, ich verstand nur Bahnhof. Gut, dass es hier mal knapp und verständlich erklärt wurde. Irgendwas musste also dran sein an dem „Neuen“, immer häufiger begegneten uns in der Verlagsarbeit „systemische“ Ansätze, Ideen, Vokabeln – der Psychiatrie Verlag verstand sich ja als der innovative Fachverlag der Sozialpsychiatrie und war Neuem durchaus aufgeschlossen, auch wenn es sich manchmal so anfühlte, als könne das Ganze auch eine der schnelllebigen Moden sein. Dass der für uns so wichtige Buchhandel mit dem Titel „Sozialpsychiatrie und systemisches Denken“ – aus heutiger Sicht ein Selbstgänger – so seine Probleme hatte, merkten wir an den wiederholten, mal schriftlichen, mal telefonischen, Hinweisen nach Erscheinen, dass uns da wohl ein peinlicher Satzfehler unterlaufen sei: Wenn überhaupt wollten sie das Buch „Sozialpsychiatrie und systematisches Denken“ für einen Kunden bestellen ... Und wir konnten nur mit dem ebenfalls im Verlag erschienenen Titel des Standardwerks „Irrer ist menschlich“ antworten und das mit dem „Systemischen“ zu erklären versuchen. Das war dann mitunter nicht so einfach mit der Verständigung und endete in der Regel mit dem (etwas genervten) Satz: „Ja, dann schicken Sie uns doch bitte einfach das Buch ...“ So schlecht finde ich die Verwechslung „systemisch – systematisch“ heute gar nicht mehr. Thomas Keller und „das systemische Denken“ haben sich – systematisch überzeugend – durchgesetzt in den letzten Jahrzehnten, und ich freue mich, dass ich das Buch mit dem Charlie Chaplin-Cover in meinem Bücherregal noch wiedergefunden habe. Es ist ein kleiner Schatz, von dem ich vor 23 Jahren nie gedacht hätte, dass ich das heute so schreiben würde.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Friday, December 2. 2011

Durch die Brille der Klienten sehen

systemmagazin-Leser Michael Schloetmann aus Ense (Bremen), Systemischer Therapeut und Psychodramapraktiker, erzählt im Adventskalender, wie ihm eine neue Sichtweise aufgegangen ist: Durch die Brille der Klienten sehen Während meiner Ausbildung zum „Systemisch integrativen Therapeuten“ hatte ich im Rahmen meiner langjährigen Tätigkeit in einer Wohneinrichtung für psychisch erkrankte und suchtkranke Menschen einen Gesprächstermin in einer psychiatrischen Klinik. Die Sozialarbeiterin der Station hatte mit mir den Termin vereinbart, weil sie für eine Patientin eine langfristige stationäre Betreuungsmöglichkeit finden sollte. Wir saßen zur vereinbarten Zeit im Arztzimmer, ich begann das Gespräch mit dem frisch erlernten Joining und fand guten Anschluss an die Kommunikation - bis die Sozialarbeiterin die Patientin mit den Umständen konfrontierte, die Anlass des Gespräches waren. Sie brauche doch Hilfe, ihre Wohnung sei völlig verwaorlost, worauf die Patientin zunächst antwortete: „Da muss erst noch die Spurensicherung rein!“. Als sie mit weiteren Defiziten konfrontiert wurde, sagte sie der Kollegin: „ich sehe das ganz anders!“, nahm ihre Brille aus der Tasche, reichte sie der Sozialarbeiterin und sagte ihr: „Hier, nehmen Sie mal meine Brille!“ Das war für mich eine der eingängigsten Lektionen in meiner Ausbildungszeit.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00

Thursday, December 1. 2011

Address is Approximate

Address Is Approximate from The Theory on Vimeo.

Posted by Tom Levold in Fun at 17:54

systemmagazin Adventskalender 2012

Noch ist er nicht komplett, der diesjährige Adventskalender - aber ich bin zuversichtlich, dass sich einige Leserinnen und Leser dazu beitragen werden, ihn aufzufüllen. In diesem Jahr soll es um die Frage gehen, welche Personen einen ersten Eindruck von systemischem Denken und Handeln vermittelt oder angeregt haben, sich selbst intensiver mit Systemischer Theorie und Praxis auseinanderzusetzen? Im Unterschied zu den letzten Jahren werden Sie alle Beiträge direkt hier auf der Startseite von systemmagazin lesen können - einige sind länger, andere sehr kurz geworden - aber lesen Sie selbst. Den Anfang macht heute Wolfgang Loth - viel Spaß beim Lesen! Ob mir einer mal vorgemacht hat, was systemisch sei? Ich vermute, den Begriff „systemisch“ habe ich Anfang der 1980er Jahre zum ersten Mal während meiner Ausbildung beim Weinheimer Institut durch Rudolf Kaufmann gehört. So richtig geheuer war mir das nicht, mir ging's um Familien. Allerdings war ich 1983, als die Zeitschrift für Systemische Therapie an den Start ging, schon so vorgewärmt, dass ich sie von Heft 1 an für unsere Beratungsstelle haben wollte und bekam. Da fanden sich dann wundersam herausfordernde Texte mit so schönen Überschriften wie: „Was ändert es, wenn man die Familie ein System nennt?“, von Philippe Caillé (in Heft 1, 1983). Und darin ein so vielversprechend hinderlicher Satz wie „Es ist falsch, den systemischen Ansatz zu allererst als eine pragmatische Methode zu verstehen, die strategisch darauf zielt, in einer vorher festgelegten Richtung eine schnelle Änderung herbeizuführen“ (S.7). Wieso hinderlich? Wieso vielversprechend? Hinderlich: ja, Herrgott, wer wollte denn nicht schnell zu einem Ziel kommen? Vielversprechend: ja, auch Herrgott, ging halt nicht immer so schnell, und vielleicht hatte das Methode, war kein Fehler, sondern Sinn. Welcher Sinn? Na, das wäre wieder längere Geschichte, nix für Kalenderblätter. Hab' Caillé nie bei der Arbeit zugesehen, weiß also nicht, wie er systemisch „gemacht“ hat, aber den Aufsatz habe ich nie vergessen. Gute Sauce über all die ZfST-Texte war dann die MRI-Konferenz in München 1984. Da ging mir von Glasersfeld auf, eher zufällig, den kannte ich gar nicht, und ich war von dem Mann fasziniert, nicht wegen systemisch, auch nicht wegen radikalkonstruktivistisch, sondern weil der sprach wie er sprach und war wie er war. Ruhig, freundlich, unerschrocken. Und Selvini war auch da und machte „systemisch“ vor, also eigentlich nicht systemisch, weil ich glaube, das kann man nicht vormachen. Aber was sie machte, war faszinierend, vielleicht weil sie es machte. Und dann war sie im nächsten Jahr auch wieder da, als es in Heidelberg diesen Kongress über „Familiäre Wirklichkeiten“ gab. Und sie erzählte etwas „Zur Verteidigung ‚störender‘ Vorfälle“. Und was sie da aus der Arbeit in, mit und für das Team eines regionalen psychiatrischen Zentrums erzählte, und wie der Patient, der Pedro hieß, die Station an der Kandare hatte und zerwirbelte, und was Selvini daraus lernte, dem Team vorschlug und alle miteinander, Team und Pedro, veränderten sich, und in der Art, wie Selvini das beschrieb, das war wie systemisch vorgemacht. Aber auch hier: ich habe so nie gearbeitet, hab nix nachgemacht, aber oft und viel drüber nachgedacht. Und manchmal denke ich, ob ich nicht doch immer noch Ausschau halte nach einem oder einer, die es mir so vormacht, dass ich es nachmachen kann – oder will. Wie ich Kurt Ludewig einmal drei Tage bei der Arbeit über die Schulter schauen konnte, war das ungemein lehrreich, doch sagte der schließlich: „Ich werde in jeder Therapie ein anderer sein“. Ja, da hätte ich was zu tun, das nachzumachen. Oder so reden wie Gunther Schmidt, den wir längere Zeit als Supervisor hatten und dem ich traumhaft zuhören konnte ohne hinzuhören, ja, kamma nicht nachmachen. Oder so konsequent die Kundigkeit der KlientInnen anfragen wie Jürgen Hargens, da käme mir Hägar in die Quere – glaube ich. So versuche ich das bislang immer noch selber, denke drüber nach, was andere so sagen, wie sie's machen, versuche mit mir ins reine zu kommen während ich mit den KlientInnen, die ich mittlerweile nicht mehr Systeme nenne, auch versuche ins reine zu kommen. Ins reine? Auch so ein Begriff. Wann wäre ich ins reine gekommen mit was oder wem. Vielleicht hängt es doch an so was wie dem „Verteidigen ‚störender‘ Vorfälle“, dem Respekt vor dem Unrunden, dem Anerkennen des Eigensinnigen, und das dann als Ausdruck eines Gemeinsamen verstehen. So ein Anlauf und immer noch nicht fertig. Aber immerhin, wie war das noch: ruhig, freundlich, unerschrocken. Schon mal ein Anfang. Also doch von Glasersfeld. Sieh einer an.

Posted by Tom Levold in Beiträge at 00:00